

# **Armut und Bibliotheken**

Anmerkungen zu einer  
notwendigen Diskussion

Karsten Schuldt





# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Vorwort.....   | 8   |
| Bibliotheken und Armut: Einige Irritationen.....   | 18  |
| Erste Irritation: Was soll da genau passieren, in der Bibliothek?.....   | 18  |
| Zweite Irritation: Wen eigentlich unterstützen – und wobei?.....   | 27  |
| Dritte Irritation: Wo sind diese Menschen eigentlich heute in der Bibliothek?.....   | 40  |
| Vierte Irritation: Sollte man das Thema nicht in Kooperationen angehen?.....   | 46  |
| Fünfte Irritation: Brauchen Menschen in Armut die Bibliothek? Wofür?.....  | 53  |
| Von den Irritationen zum Modell.....   | 60  |
| Der Schleier des Nicht-Wissens und die nicht-spielenden Personen. .  | 67  |
| Eine Entscheidung im Urzustand.....  | 73  |
| Überlegungen zum Gedankenexperiment.....   | 84  |
| Was wissen wir tatsächlich über Menschen in Armut und Bibliotheken?.....   | 87  |
| Auswirkungen von Armut.....  | 88  |
| Armut aus der Sicht der Betroffenen.....   | 99  |
| Bildung und Armut.....   | 105 |
| Zum Thema Obdachlosigkeit.....   | 110 |
| Bibliothekarische Hoffnungen.....  | 113 |
| Die Haltung des Personals.....   | 120 |
| Vorarbeiten für ein Modell: Fragen im Urzustand.....   | 122 |
| Erste Frage: Sollen Bibliotheken sich gesondert um Menschen in Armut bemühen?.....   | 122 |
| Zweite Frage: Sollen Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen, ein besseres Leben zu führen, indem sie aus Armut aussteigen?.....     | 123 |
| Dritte Frage: Sollen Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen, ihren jetzigen Alltag besser zu leben?.....                            | 126 |
| Vierte Frage: Sollen Bibliotheken für Menschen in Armut „Sozialarbeit“ leisten?.....   | 129 |
| Fünfte Frage: Sollen Bibliotheken spezifische Literatur in Bezug auf Menschen in Armut anbieten?.....  | 131 |
| Sechste Frage: Sollten Bibliotheken Menschen in Armut an mehr (oder andere) Bildung heranführen?.....  | 134 |
| Siebente Frage: Sollen Bibliotheken versuchen, bei Menschen in Armut das Selbstwertgefühl und die Selbstwirksamkeitserfahrung zu stärken?..... | 137 |

|   |     |
|---|-----|
| Achte Frage: Sollten Bibliotheken die Entstehung sozialen Kapitals fördern?.....                        | 140 |
| Neunte Frage: Soll die Anonymität in grossen Bibliotheken unterstützt werden?.....                      | 143 |
| Zehnte Frage: Sollen Bibliotheken eine aufklärerische Funktion über das Leben in Armut übernehmen?..... | 145 |
| Ein erstes Modell dazu, was Bibliotheken in Bezug auf Armut tun sollen.....                             | 149 |
| Einige Hinweise für die bibliothekarische Arbeit.....   | 153 |
| Die reale Situation von Menschen in Armut zum Thema bibliothekarischer Arbeit machen.....               | 154 |
| Klären, was (und welche Informationen) für den Ausstieg aus Armut nötig sind.....                       | 161 |
| Nachschauen, wie Menschen in Armut die Bibliothek tatsächlich nutzen.....                               | 164 |
| Zur Bestandsarbeit.....   | 165 |
| Was zu unterlassen wäre.....  | 167 |
| Soziales Kapital fördernd.....  | 169 |
| Ein Ort der Aufklärung sein?.....   | 170 |
| Hinweise für weitere Diskussionen und Forschungen im Bibliothekswesen.....                              | 173 |
| Nachwort.....   | 177 |
| Literatur.....  | 179 |



Aus der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 2014 [1933]):

„Auch das Bibliotheksbuch der Marienthaler Arbeiterbibliothek zeigt das Einschrumpfen der Lebensäußerungen. Die Zahl der Entlehnungen ist vom Jahre 1929 [Beginn der Krise im Dorf, Schliessung der Fabrik, KS] auf das Jahr 1931 um 48,7 Prozent gesunken, obwohl früher eine Entlehnungsgebühr verlangt wurde, während heute die Bücher völlig kostenlos verliehen werden. Zunächst hat sich die Zahl der Leser verringert; aber auch die wenigen, die der Bibliothek treu geblieben sind, lesen jetzt viel seltener als früher. (...) Es ist also nicht so einfach, wie immer wieder angenommen wird, daß der Arbeitslose seine Zeit zur Weiterbildung verwenden könnte. Wenn man an seiner Situation nur das Zeithaben sieht und sonst nichts, mag man sich über das Abnehmen der Leselust wundern; wer die Gesamthaltung beurteilt und nicht nur einen Ausschnitt aus ihr, wird in diesen Zahlen nur eine charakteristische Bestätigung der Grundhaltung der Arbeitslosen sehen.“ (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 2014:57)

„Auf eine Veränderung im größeren Zeitrhythmus stoßen wir, wenn wir zum Schluß noch einmal den Ort als Ganzes ins Auge fassen. Sonn- und Feiertage haben viel von ihrer Bedeutung verloren; der Bibliothekar berichtet z.B., daß die Entlehnungen, die wie überall so auch in Marienthal an Sonn- und Feiertagen besonders stark waren, heute diese periodische Steigerung kaum mehr aufweisen.“ (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel 2014:92)

## Vorwort

Von all den Städten, in denen es hätte passieren können, hatte ich gerade in Zürich ein Gespräch, das dieses Buch entscheidend strukturiert und vorangebracht hat. Auf dem Weg von den Open Access Tagen 2015, die an der Universität Zürich stattfanden, durch das Niederdorf zum Bahnhof hinab, erwähnte ein Kollege zu seinem zweiten Kollegen, um das Gespräch in Gang zu halten, dass ich mich mit Armut und Öffentlichen Bibliotheken beschäftigen würde. Das stimmte schon, aber der Ort war denkbar ungeeignet. Abgesehen davon, dass die Konferenz sich mit anderen Fragen beschäftigte, ist die Altstadt von Zürich auch kein Ort, wo man Armut suchen würde. Tagsüber geben sich hier Menschen die Klinke in die Hand, die Millionen auf ihren Konten haben, der Kaffee kostet fünf Franken, mindestens, ein Grossteil der Geschäfte verkauft Dinge, die niemand braucht bevor die erste Jacht abbezahlt ist. Die paar Ketten wie Coop oder Dico, die sich hier angesiedelt haben (Starbucks und McDonalds sind wieder fortgezogen, wohl weil die Miete zu teuer war), sind schon die Inseln der vernünftigen Preise. Cabaret Voltaire, Café Zähringer, Theater Neumarkt, Zentralbibliothek Zürich und Pestalozzi-Bibliothek Altstadt scheinen hier wie Fremdkörper. Selbst die letzten Sexkinos sind seit einiger Zeit trendige Cafés. Alles riecht nach Geld in dieser Altstadt. Zürich wird des Öfteren zur teuersten Stadt der Welt erklärt und die Altstadt ist darin einer der teuersten Orte, an die sich die Öffentlichkeit „verirrt“.

Gleichzeitig ist die Altstadt von Zürich aber auch ein guter Ort, um über Armut zu diskutieren, denn sie zeigt, was passieren kann, wenn man das Thema ignoriert: Dann werden die Armen verdrängt

und niemand fragt sich, wo sie eigentlich jetzt sind. Schaut man nach – z.B. in der Langstrasse, um in Zürich zu bleiben – sind sie zu einem bestimmten Teil nicht mehr arm, grösstenteils führen sie aber nur woanders ein schlechteres Leben. Abgetrennt von sozialen Netzwerken und Infrastrukturen, die entstehen, wenn viele Menschen in Armut zusammen in einer Gegend wohnen – und die in Zürich in absehbarer Zeit wohl nicht mehr entstehen werden, falls nicht die ganze Weltwirtschaft zusammenbricht – sind sie oft vereinsamt, unnötig und untragbar gestresst von den Herausforderungen und Ungerechtigkeiten, mit denen sie umgehen müssen. Viele, die meisten, schaffen es irgendwie. Einige stürzen ab. Das sieht man dann heute alles nebeneinander auf kleinstem Raum im Langstrassenquartier: die offene Drogenszene (die kriminalisiert ist) zwischen den letzten vom Preis her tragbarer Kneipen, der sichtbaren Prostitution und – auch hier zunehmend – den neuen, teuren Restaurants. Das war auch schon anders. Beispielsweise gibt es am Ende der Zürcher Altstadt, in Stadelhofen, das Schweizerische Sozialarchiv, eine Einrichtung, die heute Archiv, Dokumentationsstelle und Bibliothek zur Sozialen Frage umfasst und vor etwas mehr als hundertzehn Jahren (1906) gegründet wurde, um Unterlagen zur Situation der Armen in Zürich und der Schweiz zu sammeln. Es wurde damals am Rand der Altstadt von Zürich platziert, weil sich dort eines der grössten Armutsquartiere der seit Jahrhunderten an Armut gewöhnten Schweiz befand.

Aber auch die Altstadt selber legt davon Zeugnis ab: in den 1970er und 1980er Jahren noch ein Ort mit offenerem Umgang mit Drogen und Prostitution, ist es heute, wie gesagt, vor allem ein Ziel für Reiche – die allerdings oft auch anderswo wohnen und hier nur eine ihrer Stadtwohnungen haben – mit vielen Hinweis-

schildern, die auf ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner hinweisen, welche einst in diesem Gebiet wohnten, weil es eine der billigen, und damit für Geflüchtete finanziell tragbaren, Gegenden war. Lenin und Nadeshda Krupskaja wohnten hier, weil es billig (und nahe der Zentralbibliothek) war, ebenso Georg Büchner. Das der Dadaismus hier im Cabaret Voltaire begründet wurde, war auch nur möglich, da das ganze Quartier billig, weil von Armut geprägt, war.

Alles das ist weg, historische Erinnerung im Besten Fall. Es ist ein komischer, aber doch passender Ort, für ein Gespräch über Armut und Öffentliche Bibliotheken.

Das interessante an dem Gespräch war, dass der zweite Kollege unbeeinflusst von den Diskussionen Öffentlicher Bibliotheken war, da er aus einem anderen Feld quer in eine wissenschaftliche Einrichtung, die sich u.a. mit Open Access und Forschungsdatenmanagement beschäftigt, hineingekommen war. Ich selber hatte mich zum Zeitpunkt des Gespräches schon länger mit dem Themenkomplex Armut und Bibliotheken beschäftigt, aber ausser einem Workshop auf einem Bibliothekstag und ein paar Artikeln und Vorträgen hatte sich das Thema immer wieder zerschlagen: Zu gross, zu komplex, zu sehr mit politischer Brisanz belegt und vor allem (insbesondere in der deutschsprachigen Welt) erstaunlich wenig bearbeitet. Mehrfach hatte sich die Idee, ein Buch dazu zu schreiben, nach einigen Planungen und Skizzen als unmöglich herausgestellt. Ich habe eine Anzahl von marxistisch orientierten Freundinnen und Freunden (alle, wir sind ja im 21. Jahrhundert, auch versiert in der Kritik und Weiterentwicklung des Marxismus), die zum Thema Armut sehr klare und eindeutige Meinungen haben. Oft wünschte

ich mir deren Klarheit und wurde durch sie auch immer wieder dazu angetrieben, darüber nachzudenken, in was für einer Gesellschaft (bzw. Gesellschaften) wir hier eigentlich leben (in gewisser Weise arbeite ich mich in diesem Buch auch an ihnen und ihren oft apodiktischen Aussagen ab); aber andererseits war mir auch klar, das Armut halt nicht nur eine Auswirkung von Klassenstruktur und Produktionsverhältnissen ist. Bis zu einem bestimmten Punkt schon, aber nicht nur bzw. selbst wenn, wie wirkt sich das auf Menschen in Armut konkret aus und was hat das mit Bibliotheken zu tun? Wie gesagt: Je mehr man es durchdenkt, um so mehr zerfleddert es. (Auch bei meinen marxistischen Freundinnen und Freunden, den einerseits sind Bibliotheken Teil des Überbaus, andererseits haben alle Adorno gelesen und mindestens von ihm einen Faible für Büchersammlungen.) Insgeheim hatte ich das Thema schon mehrfach hingeworfen.

Der Kollege allerdings war davon unbeeindruckt bzw. wusste er davon nichts. Weder von meinen Problemen mit den ganzen komplexen Fragen, noch mit der Geschichte des Ortes, durch den wir gingen. Aber dennoch hatte er eine Meinung zum Thema, ganz spontan. Zum Ersten war er davon überzeugt, das Öffentliche Bibliotheken und Armut einen Themenkomplex bilden können. Das war ihm ohne jede Erklärung direkt einsichtig. Zum Zweiten war ihm klar, das in diesem Zusammenhang Bibliotheken „die Guten“ sind. Irgendwie. Sie produzieren Armut nicht, sie wirken dagegen oder helfen zumindest. Zum Dritten war er auch davon überzeugt, dass Armut in reichen Ländern – bleiben wir, wie in diesem Buch, bei den hauptsächlich deutschsprachigen, also Deutschland, Österreich, Schweiz und Liechtenstein – existiert. Das ist, wie ich im Laufe der Jahre – insbesondere in der Schweiz – erfahren habe,

nicht immer der Fall. Vielmehr wird es so oft bestritten oder heruntergespielt, dass ich mir manchmal wünschte, meine marxistischen Freundinnen und Freunde würden wieder eine lautstarke Partei gründen, die auf die Struktur der Gesellschaft hinweist. Oft scheint tatsächlich das Sein das Bewusstsein zu bestimmen, wie sie sagen. (Sie werden aber keine Partei gründen, da sie, wie gesagt, alle Adorno gelesen haben und seitdem immer und mit gutem Grund kritisch sind, wenn sich vor allem in Deutschland und Österreich Massen in irgendwelchen Organisationen zusammentun und meinen, sie hätten Recht.) Der Kollege aber erzählte spontan von einem Gespräch mit seiner Frau darüber, das Menschen in Armut in die Bibliothek gehen und dort Zugang zu Büchern hätten. Das ganze Gespräch über wollte ich, nun ja, nicht widersprechen, aber Anmerkungen machen und Fragen stellen. Ich konnte gar nicht widersprechen, den ich hatte (und habe) keine richtigen Antworten. Nur ein paar Einwürfe.

Im Nachhinein, auf dem Weg in die Stadt in den Bergen, in der ich manchmal wohne, dachte ich über das Gespräch nach. Es war eigentlich genau das, was mich an dem Thema antrieb: Es gibt diese Vorstellung, dass Bibliotheken den Menschen in Armut helfen, weil sie schnellen, einfachen, fast kostenlosen Zugang zu Medien ermöglichen. Aber genau da scheint es mir nötig, zu stoppen. Zugang zu Medien zu schaffen, offen für alle sein: Alles gute Sachen. Doch: Was bringt das Menschen in Armut tatsächlich? Wie funktioniert das? Für was funktioniert es eigentlich? Könnte es mehr sein? Könnte es anders sein? Was hat der physische Ort Bibliothek – von dem wir im Bibliothekswesen ja überzeugt sind, dass er an Bedeutung zunimmt – damit zu tun? Oder die Gesellschaft um die Bibliothek drumherum, wie in Zürich, wo die rabiaten Verände-

rung so gut sichtbar ist, wenn man genau hinschaut? Je mehr man sich einarbeitet, je mehr Fragen und Irritationen tauchen auf. Manchmal, ehrlich gesagt zu oft, trifft man auf Meinungen und politische Haltungen, welche die Realität von Armut einfach ignorieren, die gesellschaftlichen Strukturen bestreiten und es den Armen zum Vorwurf machen, arm zu sein; die Menschen in Armut einfach nur verachten und ihnen alles vorwerfen, von Faulheit über Kriminalität bis hin zu Dummheit. Wenn das wieder auffällig wird, wünsche ich mir oft die Meinungsstärke meiner marxistischen Freundinnen und Freunde, um dem zu widersprechen.

Aber eigentlich ist das gar nicht der Mainstream. Die meisten Menschen haben ein Bild von Bibliotheken, bei dem Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen, ihr Leben zu gestalten. Wie genau, darüber machen sie sich wenig Gedanken – vielleicht, weil sie anderes zu tun haben, zum Beispiel Open Access voranzutreiben, aber eben nicht aus Bösartigkeit. Dies wird auch die Bibliotheken und das Bibliothekspersonal betreffen: Das das Thema Fragen offen lässt, liegt wohl eher daran, dass sie nicht gestellt werden; weniger daran, dass sie verdrängt, abgelehnt oder gar als unsinnig verstanden würden. Wie gesagt habe ich selber keine, oder nur wenige, Antworten, aber viele Fragen. Wie meine marxistischen Freundinnen und Freunde bin ich am Ende davon überzeugt, das Armut ein Teil und Produkt des Wirtschaft- und Gesellschaftssystems ist, in dem wir leben und erst verschwinden wird, wenn und falls dieses System grundlegend verändert wird. (Ob das dann so aussehen wird, wie sich das meine Freundinnen und Freunde – trotz Utopieverbots – vorstellen, ist eine andere Frage.) Bis dahin aber wird es weiterhin Bibliotheken geben, auch solche, die sich mit Armut auseinandersetzen wollen oder müssen.

Für diese Bibliotheken, nicht unbedingt für die allgemeine Öffentlichkeit, ist dieses Buch gedacht – und ein wenig auch als Erwiderung zu dem Gespräch, das sich in Zürich ereignete. Es soll keine fertigen Antworten geben – ist also kein „Handbuch Armut und Bibliotheken“ – sondern es soll die Irritationen präsentieren, die ich habe, wenn im Bibliotheksbereich der Zugang zu Medien gleichgesetzt wird mit Hilfe für Menschen in Armut und es soll die Fragen präsentieren, die ich dabei habe. Wenn es von Zeit zu Zeit scheint, als ob ich dabei die ganze bibliothekarische Praxis kritisieren sollte, sollte das als gutgemeinte Kritik gelesen werden. Auch ich hätte gerne, dass Bibliotheken eine positive Rolle für Menschen in Armut spielen. Genau deshalb sollte die bibliothekarische Praxis aber kritisch befragt werden können; nicht um sie abzuschaffen, sondern um sie besser zu machen.

Dieses Buch wird zuerst die Irritationen darstellen, die sich bei meinem Nachdenken ergeben haben, immer ausgehend von der Überzeugung, dass Bibliotheken eine wichtige Rolle im Leben von Menschen in Armut spielen wollen und sollen. (Kapitel „Bibliotheken und Armut: Einige Irritationen“) Obwohl Bibliotheken und Armut lange zusammen gedacht wurden – so sind zahlreichen Volksbibliotheken und Bücherhallen gegründet worden, um Menschen in Armut zu helfen – gibt es wenig Wissen darüber, was eigentlich tatsächlich passiert, was „wirkt“ – wobei auch noch zu klären ist, was das heissen soll – und was nicht. Zum Teil hat das bestimmt damit zu tun, das wir wissen, was nicht funktioniert: Eine Volksbücherei in einer „armen Gegend“ gründen und dann hoffen, dass dadurch Menschen nicht mehr arm sind oder zumindest ein besseres (moralischeres) Leben führen können, funktioniert zum Beispiel nicht. Schon gar nicht, wenn man eigentlich will, dass die „Ar-

men“ die „richtige Literatur“ lesen. Es ist ganz gut, dass wir das wissen – denn es wurde vor hundert Jahren massiv versucht, wäre aber heute aus guten Gründen nicht mehr möglich. Aber leider hat dieses Wissen nicht dazu geführt, dass wir im Gegensatz wüssten, was „funktioniert“.

Trotzdem soll das Buch keine reine Kritik darstellen, nach der alles offen bleibt. Ich werde in einem späteren Teil des Buches vorschlagen, auf die Moralphilosophie zurückzugreifen, um gemeinsam – als Bibliothekswesen – ein Modell davon zu formulieren, wie Armut und Bibliotheken zusammenhängen sollen (Kapitel „Von den Irritationen zum Modell“, „Vorarbeiten für ein Modell: Fragen im Urzustand“ und „Ein erstes Modell dazu, was Bibliotheken in Bezug auf Armut tun sollen“) – und dann zu bestimmen, was daraus für die bibliothekarische Praxis folgt. (Kapitel „Einige Hinweise für die bibliothekarische Arbeit“) Auf dem Weg dahin werde ich darstellen, was wir schon über Armut wissen. (Kapitel „Was wissen wir tatsächlich über Menschen in Armut und Bibliotheken?“) Das ist in Bezug auf Bibliotheken wenig, in Bezug auf Armut viel.

Meiner Meinung nach wird dieses Buch am Besten wirken, wenn es als Teil einer Diskussion innerhalb des Bibliothekswesens und der bibliothekswissenschaftlichen Forschung gelesen wird. Es ist kein Endprodukt, sondern begann wohl mit diesem kurzem Gespräch in Zürich, geht jetzt weiter mit diesem Buch und sollte danach weiter getragen werden. Zudem ist es auch schon weitergegangen, beispielsweise auf einem (schon erwähnten) Workshop auf dem Bibliothekstag in Nürnberg 2015 (Ambacher et al. 2015), einem auf dem schweizerischen Bibliothekskongress in Luzern 2016

und auf der Jahrestagung des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare in Wien 2016, die bei mir ebenso Fragen zurückliessen, wie auch das Gefühl, dass viele im Bibliothekswesen es gut meinen (und gerade nicht die Existenz von Armut bestreiten etc.). Aber mir scheint, dass nicht nur zu wenig gefragt und diskutiert, sondern auch zu wenig zum Thema geforscht wird. Deshalb findet sich am Ende dieses Buches ein kurzer Abschnitt von Themen und Forschungsfragen, von denen ich denke, dass es lohnend wäre, sie weiter zu bearbeiten. Oder anders gesagt: Von Dingen, von denen ich denke, dass es gut wäre, sie in weiteren Gesprächen aufzugreifen. (Kapitel „Hinweise für weitere Diskussionen und Forschungen im Bibliothekswesen“) In diesem Gesprächsangebot, das dieses Buch darstellen soll, habe ich selbstverständlich auch eine privilegierte Position als Forschender: Ich muss keine Entscheidungen in der alltäglichen Bibliothekspraxis treffen, ich muss auch gar nicht mit der Armut direkt umgehen. Ich kann darüber nachdenken und das war dann auch. Schon deshalb finde ich es schwierig, Bibliotheken zu sagen, was sie zu tun haben. Trotzdem würde ich gerne in einem weiteren Abschnitt ein paar Dinge vorschlagen, die in Bibliotheken ausprobiert werden könnten (und meiner Meinung nach sollten). Mir scheint, dass sich diese aus den Irritationen und Diskussionen in diesem Buch ergeben.

Insgesamt ist das Buch also als Beitrag in einer Diskussion konzipiert. So sollte es auch verstanden werden: Als Aufforderung, das Gespräch weiterzuführen. Armut – und damit das Leben von Menschen in Armut, dass in unseren reichen Gesellschaften immer ein Skandal ist, weil es nicht so sein müsste, dass Mensch so zu leben gezwungen sind – ist kein Hype, kein Ort für Innovationen,

die in Design Thinking-Workshops mit ihren Kritik-Verboten und „einfache Lösungen jetzt“-Paradigmen gelöst werden können und auch kein Thema, dass irgendwie verschwinden wird. (Ausser, meine marxistischen Freundinnen und Freunde haben Recht und der Kapitalismus gerät doch bald an ein Ende und wird mit einer gerechten Gesellschaft ersetzt – was ich mir manchmal, wenn ich über Menschen in Armut lese, vielleicht wünsche, aber wovon ich nicht ganz so überzeugt bin, zumal es so oder so „bis dahin“ noch ein wenig hin ist und „zwischen durch“ weiter Menschen in Armut leben.) Insoweit sollte das Gespräch darüber, was Bibliotheken im Bezug auf Armut und Menschen in Armut tun können oder tatsächlich tun, auch nicht mit einem Buch aufhören. Wenn es stimmt, dass Armut sich mit der Gesellschaft verändert, dann kann das Gespräch darüber, was Bibliotheken in diesem Zusammenhang tun können und tun sollen, nicht aufhören, sondern muss sich auch mit dieser Gesellschaft mit bewegen.

## **Bibliotheken und Armut: Einige Irritationen**

An sich sollte das Nachdenken über den Zusammenhang von Bibliotheken und Armut einfach und klar strukturierbar sein: Bibliotheken gelten als gut, als offen, als leicht zugänglich und damit als Einrichtungen, die das Leben von Menschen in Armut besser machen können. (siehe z.B. die Pressemeldungen Höhne 2016; Niederrhein Verlag 2014; Schönball 2014) Aber wenn man beginnt, sich tiefergehend mit diesem Zusammenhang zu beschäftigen, tauchen sehr schnell Ungenauigkeiten, Widersprüche, gar konträre Fakten auf. Nicht so viele, dass man den gesamten ersten positiven Eindruck von Bibliotheken verwerfen müsste, aber doch genügend, um zu irritieren. Dieses Buch soll nicht mit einer Verteidigung der Bibliotheken beginnen (die gibt es schon), sondern mit einer Darstellung dieser Irritationen, da sie zum Denken anregen.

### **Erste Irritation: Was soll da genau passieren, in der Bibliothek?**

Der Deutsche Bibliotheksverband (dbv) veröffentlichte 2015 eine Erklärung (Deutscher Bibliotheksverband 2015) zur Bedeutung von Bibliotheken im Kampf gegen Armut. Die Erklärung ist sehr kurz, die Grundaussage die folgende: Bibliotheken bieten allen Menschen Zugang zu Informationen, auch oder gerade Menschen in Armut. Dieser Zugang zu Informationen ist uneingeschränkt. Das ist grundsätzlich für Bibliotheken in Deutschland – und auch der Schweiz, Österreichs und Liechtensteins, aber für die spricht der dbv selbstverständlich nicht – richtig, zumindest das mit dem

unbeschränkten Zugang.<sup>1</sup> Aber doch unbefriedigend. Grundsätzlich bewegt sich die Erklärung auf der gleichen Ebene, wie andere Vorstellungen davon, wie Bibliotheken Menschen in Armut helfen würden, auch wenn es sonst nicht um Informationen, sondern um direkten Zugang zu Medien geht. Die grundsätzliche Argumentation dahinter scheint immer wieder wie folgt:

1. Bibliotheken bieten einen freien (oder recht kostengünstigen) Zugang zu Medien bzw. Informationen. Der Zugang ist für alle möglich, frei von jeder Diskriminierung oder Unterscheidung.
2. Menschen in Armut können diese Angebote auch nutzen, weil die Bibliothek frei zugänglich ist.
3. Das hilft gegen Armut.

Ist das überzeugend? Die Argumentation scheint zwar ernsthaft und gut gemeint, aber inhaltlich doch sehr sehr kurz. Es wäre zu erwarten, dass sich zum Punkt 1 mehr Aussagen finden lassen. Bibliotheken bieten ja nicht einfach irgendwelche Medien in irgendwelchen Räumen zu irgendwelchen Bedingungen an, sondern eine spezifische Auswahl von Medien – sowohl inhaltlich als auch nach Medienformen – in spezifisch als Bibliothek ausgestatteten Räumen und auch – bei aller Offenheit, die heute in Bibliotheken pro-

---

1. Zumindest: Wenn Information zugänglich ist, dann für alle, die die Bibliotheken besuchen. Es geht hier, für einmal, nicht um Fragen von Geheimhaltung und Transparenz. Wir ignorieren hier, um das Argument nicht ausdehnen, all die Probleme um den Zugang zu elektronischen Medien, die durch die Quasi-Monopolisierung auf einen Anbieter für Öffentliche Bibliotheken (im deutschsprachigen Raum) und die Zeitschriftenkrise und Big Deals in Wissenschaftlichen Bibliotheken entstanden sind. Das ist grundsätzlich alles wichtig, aber in diesem Abschnitt geht es fokussiert um die Idee des Zugangs zu Bibliotheken.

pagiert wird – zu spezifischen Bedingungen, z.B. zu bestimmten Öffnungszeiten und an bestimmten Orten. Über all das diskutieren Bibliotheken, beispielsweise über das Bestandsmanagement oder über den Raum Bibliothek. Beim Raum gibt es in den letzten Jahren den Konsens, dass er sich verändern würde, offener würde etc. Die Bedingungen, zu denen Bibliotheken genutzt werden können, z.B. die Öffnungszeiten, die Gebühren, die Angaben, die gemacht werden müssen, wenn man sich anmeldet, sind nicht so oft Thema von Diskussionen, aber doch Thema von Auseinandersetzungen im lokalen Raum, vor allem mit der lokalen Politik und Verwaltung. Aber nichts davon wird in dieser Argumentation auf Menschen in Armut bezogen. Eher wird vorausgesetzt, dass die Wirkungen von Medien, die in Bibliotheken angeboten werden (oder von Öffnungszeiten und Gebührenregelungen) die gleichen wären für Menschen in Armut und für Menschen, die nicht von Armut betroffen sind. Das ist zumindest irritierend.

Kann das denn überhaupt stimmen? Beim Thema Gebühren scheint klar, dass das nicht so ist.<sup>2</sup>

---

2 Eine persönliche Erfahrung: Ich war zumindest für die Zeit meiner Promotion arm. Heute arbeite ich in einer festen und relativ gut entlohnten Stelle. Als ich arm war, achtete ich sehr konkret auf die Rückgabedaten von Bibliotheksmedien, denn Überziehungsgebühren zahlen zu müssen – egal, wie gering – hiess weniger Geld für Essen oder Hygieneprodukte. Heute achte ich nicht darauf. Abgesehen davon, dass ich heute (technische Entwicklung) schneller informiert werde, bevor Gebühren anfallen, und bestimmte Gebühren – z.B. die Fernleihe – von meiner Hochschulbibliothek übernommen werden, bedeutet das Zahlen von Überziehungsgebühren für mich nicht, dass ich billigeren Käse kaufen oder ganz auf Essen verzichten müsste. In meiner Berliner Peer-Group hingegen, die zum Teil weiter von Armut betroffen ist, wird weiterhin genau auf Rückgabedaten geachtet. Der Stress ist offenbar grösser, wenn man in Armut lebt. Deshalb irritiert aber die Vorstellung, es wäre für alle gleich. (Die Fernleihen wären ein weiteres Thema: Während meiner Promotion habe ich sehr genau recherchiert, ob ich ein bestimmtes Medium per Fernleihe besorgen sollte, was viel Zeit in Anspruch nahm und manchmal auch

Auch der zweite Punkt scheint sehr kurz gefasst zu sein. Menschen in Armut können Bibliotheken nutzen, sie tun das auch. Niemand hält sie davon ab oder – was historisch eher in der Tradition der Volksbibliotheken stehen würde – versucht ihnen direkt vorzuschreiben, was sie lesen müssten. Aber das Argument scheint anzudeuten, dass die Nutzung und die Bedeutung der Nutzung genau die gleiche wäre, egal ob Menschen in Armut leben oder nicht. Auch das irritiert. (Siehe u.a. Cope 2017) In den Bildungswissenschaften ist es z.B. normal zu postulieren, dass Familien, die in Armut leben, ein anderes Verhältnis zu Schulen haben, als andere Familien; dass Kinder und Jugendliche in Armut zwar auch von Schulen profitieren, aber in ihnen auch eher mehr und mit längerfristigen Folgen Scheitern können, als Kinder und Jugendliche, die sich nicht in Armut befinden. (Cucchiara & McNamara Horvat 2014; Bray & Kwo 2013; Buckingham, Beaman & Wheldall 2013; Jürgens & Miller 2013; Kaya, Stough & Juntune 2016; Power & Taylor 2013; Watkins & Howard 2015; Wittke 2010) Eine ganze Anzahl von Texten postuliert sogar, dass die Strukturen der Schulen und die Bildungsvorstellungen in verschiedenen Gesellschaften im globalen Norden erst dazu führen, dass Kinder und Jugendliche in Armut an ihnen Scheitern, da z.B. die Anforderungen in den Schulen und die Ziele, die in ihnen angestrebt werden, nicht mit ihrer Lebensrealität übereinstimmen, aber mit der von Schülerinnen und Schülern aus anderen Sozialschichten. (Drotos & Cilesiz 2016; Bloomfield Cucchiara & McNamara Horvat 2014; Roth 2013; Smyth & Wrigley 2013; Geißler 2004)

---

dazu führte, mich nur deswegen dagegen zu entscheiden, weil noch zu wenig Geld für den laufenden Monat vorhanden war. Heute kann ich die Entscheidung viel einfacher treffen und habe sie in den letzten Jahren nie wegen möglicher Kosten abgebrochen.)

Es gibt gerade in den Bildungswissenschaften eine starke Strömung, die das meritokratische Ideal – das heisst die Vorstellung, das heute Menschen nur durch ihre eigene Leistung und ihre eigenen Fähigkeiten ihre gesellschaftlichen Positionen erreichen, z.B. ihre Karrieren, da alle anderen Diskriminierungen abgeschafft wären – kritisch sieht. Es stimmt ja auch nicht, vielmehr existieren zahlreiche gesellschaftliche Barrieren, aber diese Vorstellung vermittelt den Eindruck, dass es die eigenen Anstrengungen und Entscheidungen wären, die Menschen in ihre gesellschaftlichen Positionen bringen und dass auch nur sie dafür verantwortlich wären, welche Karrieren sie machen oder nicht machen, ob sie arm oder reich würden usw. Zumindest die kritischen Strömungen in der Bildungsforschung bestreiten das. (Drotos & Cilesiz 2016; McKay & Devlin 2016; Uerlings 2016; Bray & Kwo 2013; Buckingham, Beaman & Wheldall 2013; Butterwegge 2013; Ruß 2012) Für sie ist klar, dass die Barrieren, denen vor allem – weil im Fokus der Bildungsforschung – Kinder und Jugendliche in Armut entgegenstehen, so übersehen oder gar aktiv ignoriert würden.<sup>3</sup> Der zweite Punkt in der bibliothekarischen Argumentation scheint mir allerdings gerade diesem meritokratischen Gedanken zu folgen. Die Frage, ob der tendenziell gleiche Zugang zu Medien in einer Gesellschaft, in der Leute unterschiedliche Möglichkeiten und Leben haben, trotzdem tendenziell die gleichen Ergebnisse hervorbringt, wäre interessanter – auch wenn man sie am Ende, nach einer intensiven Prüfung bestätigen würde –, als die einfache Behauptung,

---

3 Wieder einmal haben es meine marxistischen Freundinnen und Freunde einfacher, da sie die Vorstellung der Meritokratie einfach als Teil des ideologischen Überbaus bezeichnen würden, welche die tatsächlichen Verhältnisse verdeckten. (Stichwort „Verblendungszusammenhang“) Insoweit ist die Vermutung, dass die Vorstellung von der „Meritokratie“ nicht stimmt, auch nicht neu.

dass es einfach so ist. Die Behauptung scheint nämlich auch bei einer oberflächlichen Prüfung nicht mit der gesellschaftlichen Realität übereinstimmen zu können.

Die grösste Irritation löst aber der Sprung vom zweiten zum dritten Punkt aus. Bibliotheken bieten Zugang zu Medien, auch Menschen in Armut können diese nutzen. Wie genau hilft das gegen Armut? Oder beim Leben in Armut? Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist gemeint, dass die Medien, die Bibliotheken bieten, im Leben der Menschen in Armut fehlen würden und dieser fehlende Zugang zu einem Mangel würde, welchen die Bibliotheken ausgleichen. Es scheint aber im besten Fall sehr selbstbewusst von den Bibliotheken, davon auszugehen, ihr Bestand würde allen Menschen helfen. Wobei? Wie? Ist das wirklich klar? Überspringt das nicht einige Schritte? Und baut das nicht zu sehr auf der Vermutung auf, zu wissen, wie Menschen in Armut leben und was sie benötigen würden? (Nämlich die Medien, die in der Bibliothek stehen.)

Grundsätzlich sollte ein solches Argument von einer Beschreibung begleitet sein, wie der behauptete Zusammenhang funktioniert; ansonsten ist es nicht überzeugend, sondern eher ein Glaubenssatz. Eine solche Beschreibung findet sich aber in der bibliothekarischen Literatur nicht. Auch in Fachgesprächen ist sie nicht wirklich zu erhalten. Auf dem deutschen Bibliothekstag 2015 in Nürnberg organisierten einige Kolleginnen und Kollegen und ich einen Workshop zum Thema Armut und Bibliotheken (Ambacher et al. 2015), um uns mit Interessierten auszutauschen. Auch wenn auf dem Workshop selber viele Vorschläge und Meinungen ausgetauscht wurden, ging es dabei eigentlich immer darum, wie die bi-

bliothekarischen Angebote, die es schon gibt, besser an die Menschen in Armut vermittelt werden könnten.<sup>4</sup> Versteht man diesen Workshop als repräsentativ für die bibliothekarische Diskussion, gehen viele Bibliotheken davon aus, dass die Angebote der Bibliotheken selber gut sind und es eigentlich vor allem um die Frage geht, wie die Menschen in Armut dazu gebracht werden können, sie zu nutzen.<sup>5</sup> Ist das nicht etwas sehr wenig?

Um noch einmal auf die Bildungsforschung zu verweisen: Im Schulbereich – und in der Jugendarbeit neben der Schule – funktioniert das auch nicht. Eine ganze Anzahl von Kindern und Jugendlichen in Armut nutzt das, was ihnen in Schulen geboten wird, sehr erfolgreich, vor allem in der langfristigen Perspektive. Aber eine ganze Anzahl von ihnen auch nicht. Viele Scheitern, suchen Umwege etc. – und zwar viel mehr als Kinder und Jugendliche, die nicht in Armut leben müssen. (Bonal & Tarabini 2016; Liesner & Wischmann 2016; Smyth & Harrison 2015; Butterwegge 2013) Hinzu kommt, dass Schulen an sich auch für alle Kinder und Jugendlichen das gleiche Angebot haben – wenn man von den Privatschulen absieht –, aber gleichzeitig die paar Studien, die das untersuchen, zeigen, dass Lehrerinnen und Lehrer sehr oft überhaupt nicht verstehen, dass dieses „Gleiche“ bei Kinder und Jugendlichen aus unterschiedlichen sozialen Schichten in ganz unterschied-

---

4 Gleichzeitig hat der Workshop den Eindruck hinterlassen, dass an sich schon in vielen Bibliotheken für und mit Menschen in Armut gearbeitet wird, wenn auch darüber nicht wirklich berichtet wird. Wenn das stimmt, ist das positiv, wirkt aber neu die Frage auf, warum nicht. (Siehe für eine ähnliche Feststellung für das kanadische Bibliothekswesen McEachrean & Barriage (2016)).

5 Bruno Wüthrich und ich berichteten auf dem schweizerischen BIS (Bibliothek Information Schweiz) in Luzern 2016 über den Workshop in Nürnberg und erhielten darauf ähnliche Rückmeldungen. Die wenigen Texte zum Thema in deutschsprachigen bibliothekarischen Medien, z.B. Mertens (2014), vermitteln ein ähnliches Bild.

liche Welten eingebunden wird und damit dann nicht mehr „das Gleiche“ ist. (Vgl. das Unterkapitel „Die Haltung des Personals“) Was Lehrerinnen und Lehrer sehen, sind Schwierigkeiten von Kindern und Jugendlichen aus Familien in Armut, die sie aber oft als familiäre Defizite interpretieren, beispielsweise als Defizit, Kinder und Jugendliche bei Hausaufgaben zu unterstützen. Was sie oft nicht sehen, sind die tatsächlichen Erfolge, sinnvollen Strategien und die Arbeit, die in diesen Familien und von den Kindern und Jugendlichen geleistet wird, insbesondere dann, wenn es „irgendwie“ klappt.<sup>6</sup> Dabei sind die meisten Lehrpersonen gewiss davon überzeugt, dass die Angebote der Schulen gut sind.<sup>7</sup> – Ist das denn bei Bibliotheken anders? Deutet dieser Sprung von (1) Bibliotheken bieten Medien an zu (2) Menschen in Armut können die nutzen zu (3) das hilft gegen Armut nicht darauf hin, dass auch im Bibliothekswesen eine gewisse Überschätzung der Wirkung des Angebots von Bibliotheken und eine gewisses Defizit im Verständnis davon, wie diese Angebote bei Menschen in Armut wirken (können), existiert?

Wenn auch vielleicht nicht immer im Alltag aller Lehrerinnen und Lehrer, aber doch zumindest in der Bildungsforschung, gibt es Vorstellungen davon, wie das, was in der Schule, im Kindergarten oder auch der Jugendarbeit gelernt, unterstützt, entwickelt werden

---

6 Für eine Darstellung, was Familien in Armut leisten, damit es „klappt“ siehe Verduzco-Baker (2015).

7 McKay & Devlin (2016). Carlson (2016) stellt ähnliches für die Wahrnehmung von Armut durch Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiten (in den USA) fest. In die Tiefe gehen Bonal & Tarabini (2016), welche die Wahrnehmung von Schule aus den Blickwinkeln von Kinder in Armut, deren Familien und Lehrpersonen untersuchen, allerdings in Brasilien. Dermott & Pomati (2015) zeigen zudem für Grossbritannien, dass die meisten öffentlich verbreiteten Annahmen darüber, wie Familien in Armut ihre Kinder erziehen, empirisch falsch sind.

soll, im Leben der Menschen in Armut wirken sollte. Also z.B., wie bestimmte Inhalte oder Interventionen Kindern und Jugendlichen langfristig Wissen vermitteln oder Kompetenzen entwickeln helfen sollen, die dann als Grundlage dafür dienen können, aus einem Leben in Armut auszusteigen oder gar nicht erst in ein solches Leben zu geraten. Diese Konzepte sind nicht ohne Inkonsequenzen, sondern vielmehr zahlreich, widersprüchlich und komplex. Es gibt kein fertiges Modell, welches den Zusammenhang vollständig erklären würde, zumal solche Modelle aus unterschiedlichen Perspektiven heraus formuliert werden. Einige wollen erklären, was passiert; einige wollen eine bessere Praxis vorschlagen; einige wollen verstehen, was schief läuft. (Bonal & Tarabini 2016; Kaya, Stough & Juntune 2016; Dretzke & Rickers 2014; Keep & Mayhew 2014; Buckingham, Beaman & Wheldall 2013; Power & Taylor 2013; Roth 2013)

Aber die Bildungsforschung scheint hier dem Bibliothekswesen voraus zu sein. Es gibt immerhin Vorstellungen davon, wie der Zusammenhang von Schulen und Armut funktionieren soll, und dies macht die Praxis von Bildung überprüfbar und diskutierbar. Man kann z.B. in die Schulen gehen und untersuchen, ob eine Vorstellung stimmt oder nicht; man kann eine Vorstellung nehmen, diese diskutieren und bei der Diskussion bestätigen, verändern, verbessern. Doch was will man im Bibliothekswesen diskutieren? Da die Vorstellung zu lauten scheint, das die Angebote von Bibliotheken an sich gut sind (oder zumindest für alle gleich) und da der Zugang zu Bibliotheken für Menschen in Armut gegeben ist, sei das ausreichend und wirksam, scheint es keinen Punkt zu geben, an dem eine Diskussion, die Überprüfung einer These oder einer Praxis, die irgendwie beschrieben werden kann, ansetzen könnte.

Ist das nicht ein wenig irritierend, zumal in einer Zeit, in der Bibliotheken immer wieder den Anspruch erheben, sich kontinuierlich und reflektiert zu verändern? Vielleicht ist dies ja einer der Gründe, warum es so wenig Arbeiten direkt zum Thema Bibliotheken und Armut gibt. Was sollte denn genau untersucht oder dargestellt werden? Das ist nicht so richtig klar.

Jeder Versuch zu verstehen, wie Armut und Bibliotheken zusammenhängen beziehungsweise wie Bibliotheken Menschen in Armut unterstützen können, scheint gleich am Anfang darin festzustecken, dass nicht klar ist, wie genau das funktionieren soll.

## Zweite Irritation: Wen eigentlich unterstützen – und wobei?

Öffentliche Bibliotheken und Armut scheinen also in einem Zusammenhang zu stehen, aber wenn man sich diesen Zusammenhang genauer anschaut, ist er irritierend unbestimmt. Das ist für jede Diskussion darüber, ob er überhaupt existiert, und wenn ja, wie er vielleicht sogar verbessert werden kann, unbefriedigend. Eventuell gibt es einen besseren Zugang, wenn man anders an das Thema herangeht und fragt, was Bibliotheken eigentlich genau tun sollen. Wer sind diese Menschen in Armut und wobei sollen sie unterstützt werden? Auch das ist erstaunlich uneindeutig, wenn man anfängt, es sich genauer anzusehen.

Erst einmal Armut selber. Wir leben in den deutschsprachigen Ländern in Wohlfahrtsgesellschaften, in denen es nicht so einfach ist, zu bestimmen, was Armut genau ist und ausmacht. Zumindest in einigen Regionen ist es schwer zu übersehen, dass Armut existiert, aber auch da kann man sich nicht so einfach sicher sein, dass

man klar erkennt, was „Armut“ heisst. In Berlin muss man zum Beispiel sehr viel ignorieren und umdeuten, um das zu tun. In der Schweiz allerdings passiert es regelmässig, dass das Thema beispielsweise von der Caritas Schweiz angesprochen und in Armutsberichten und Sozialalmanachen diskutiert wird, nur damit konservative und liberale Politikerinnen und Politiker sowie die Arbeitgeberinitiative avenir suisse mit den immer wieder ähnlichen Argumenten das Vorhandensein von Armut bestreiten. (Adam, Blattmann & Bonvin 2017; Swietlik & Caritas Schweiz 2016; Swietlik 2015; Swietlik 2014; Meyer 2013; Fischer, Müller & Knöpfel 2009) Zum einen behaupten sie, dass die Berichte über Armut vollkommen übertrieben seien und z.B. Familien mit Kindern einfach für einen Zeit „den Gürtel enger schnüren müssten“, zum anderen verweisen sie darauf, dass es Menschen anderswo noch viel schlechter gehen würde, Armut ein relatives Konzept sei (und damit, so die implizite Unterstellung, eigentlich ein Konstrukt der politischen Linken, zumindest in der Schweiz). (Fischer, Müller & Knöpfel 2009; der letzte Armutsbericht, der in Liechtenstein vorgelegt wurde (Amt für Soziale Dienste 2008), spielt diese Argumentation quasi exemplarisch durch und scheint so den Eindruck zu erzeugen zu wollen, dass ausgerechnet in diesem Fürstentum alles in Ordnung sei.) Das passiert so regelmässig, dass es einem gewissen Drehbuch zu folgen scheint. Was allerdings nicht heisst, dass es automatisch ein falsches Drehbuch wäre.

Armut, dass betonen alle einschlägigen Handbücher, Studien etc. (Riedi et al. 2015; Dimmel, Schenk & Stelzer-Orthofer 2014; Schuwey & Knöpfel 2014; Schäfer 2013; Jürgens 2013; Kronauer 2010; Paugam 2008; Renz 2007; Kehrli & Knöpfel 2006), ist ein relatives Konzept, dass sich immer auf die Gesellschaft bezieht, in

der Menschen als arm oder nicht arm bezeichnet werden. Gesellschaften sind dabei keine zufälligen Ansammlungen von Menschen, sondern Systeme, die Dinge ermöglichen oder verhindern, Ressourcen und Möglichkeiten verteilen, Infrastrukturen erhalten etc. Auch wenn das den Überzeugungen Einzelner, die glauben „es selber geschafft zu haben“, widerspricht, profitieren alle Menschen von den gesellschaftlichen Strukturen und von den Möglichkeiten, die von diesen organisiert werden. Niemand schafft „es selber“, sondern immer nur im Rahmen dessen, was die Gesellschaft ihr oder ihm ermöglicht. (Und was sie ermöglicht, ist unterschiedlich verteilt.) Wenn Gesellschaften es z.B. schaffen, dass quasi alle Menschen ernährt werden – oder zumindest ernährt werden könnten – ist das eine der Voraussetzungen, von denen aus bewertet werden kann, ob Menschen arm oder nicht arm sind. So ist es z.B. in einer solchen Gesellschaft möglich, zu fragen, wieso nicht alle genug Essen haben oder ob und warum es Qualitätsunterschiede in der Nahrung gibt, z.B. warum manche Menschen eher gesundheitsgefährdende Nahrung essen. (Wight et al. 2014) Müssen sie es aufgrund ihrer sozialen Stellung? Wählen sie das selber? Wählen sie es, aber aufgrund ihrer sozialen Stellung? In Gesellschaften, die nicht genügend Nahrung für alle zur Verfügung stellen (können), stellen sich diese Fragen nicht bzw. anders. Wenn Gesellschaften grundsätzlich eine hohe Sicherheit für Leib, Leben und Eigentum bieten, ist z.B. auch das mit in die Bewertung einzubeziehen.<sup>8</sup> Es

---

8 Und das kann auch bei Gesellschaften, die sich ähnlich sind, sehr unterschiedlich sein. In der Ostschweiz, zumindest ausserhalb der grossen Städte, ist die Sicherheit so hoch, dass man Wohnungen unabgeschlossen lassen und darauf vertrauen kann, dass niemand sie ausräumt. In Berlin nicht, aber auch nicht in den grossen Städten der Schweiz. In Genf stehen z.B. die Velos zumeist auf den Balkonen oder in abgeschlossenen Kellern und Verschlägen, nicht auf der Strasse. Bezogen auf Menschen in Armut heisst das z.B., dass man in der Ostschweiz sehr darauf vertrauen kann, dass von dem wenigen, was man

geht immer darum, dass die Gesellschaften Möglichkeiten bieten, die einer Anzahl von Personen vorenthalten werden – und zwar, dass macht Armut aus, strukturell.

Wie schon gesagt: Ausreichend essen können ist so ein Wert. In den deutschsprachigen Staaten ist die Versorgungslage eigentlich so gut geregelt, dass niemand hungern müsste oder sich nur von schlechtem Essen ernähren müsste – selbst in der ärmsten Gegend, kleinsten Gemeinde oder dem abgelegensten Tal nicht. Von dieser Realität aus betrachtet ist es ein gesellschaftlicher Skandal, wenn Menschen trotzdem hungern müssen, wenn die „Lebensmittel-Tafeln“ zumindest in Deutschland zum Alltag zahlreicher Menschen gehören. (Selke & Maar 2011; Selke 2011; Selke 2010; Selke 2009<sup>9</sup>) Oder, das zwar auf der einen Seite in zahlreichen Programmen versucht wird, Menschen dazu zu bringen, „gesund“ zu leben und zu essen, Menschen in Armut sich das aber gleichzeitig gar nicht leisten können, z.B. täglich frisches Obst – und dann noch abwechslungsreiches – zu kaufen. Irgendwie werden in den deutschsprachigen Ländern fast alle Menschen satt – aber es wäre viel besser und gesünder möglich.<sup>10</sup>

---

hat, nichts wegkommt und man sich freier bewegen kann, während in Berlin oder in Genf Vorsichtsmassnahmen sinnvoll sind. Die Sicherheit scheint in Genf oder Berlin eine grössere Frage der sozialen Stellung als in der Ostschweiz. Aber auch das gradual. Im Vergleich zu anderen Weltregionen sind Berlin und Genf trotzdem ausgenommen sichere Orte.

- 9 Wobei Lorenz (2012) diese einfache Argumentation auch kritisiert, da Menschen in Armut die Tafeln nicht wegen Hunger nutzen würden, sondern weil sie hungern müssten, wenn sie weitergehende Ausgaben hätten, die sie aber dann tragen können, wenn sie Kosten für Lebensmittel durch den Tafelbesuch tragen oder auch, weil sie sich durch den Besuch der Tafeln als gesellschaftlich integrierter ansehen würden.
- 10 Und gleichzeitig über lange Sicht auch billiger, weil Menschen, die gezwungen werden, sich schlecht zu ernähren, auch öfter, länger und intensiver krank werden, was hohe persönliche, aber auch gesellschaftliche Kosten nach sich

Es geht immer darum zu fragen: Was ist in der jeweiligen Gesellschaft möglich und vor allem, wie sind die materiellen Ressourcen verteilt? In modernen Gesellschaften, in denen die kontinuierliche Veränderung von Menschen als sinnvoll angesehen wird, auch: Wie sind die tatsächlichen Chancen darauf, diese Möglichkeiten zur Entwicklung nutzen zu können, für Menschen in unterschiedlichen sozialen Situationen verteilt? Schon weil alle, wenn wir ehrlich sind, von der Gesellschaft, wie sie ist profitieren.<sup>11</sup> Das ist mit „relativ“ gemeint.

Aber wenn man dies so akzeptiert, wird die Fragestellung für Bibliotheken nur komplizierter. Würde es zum Beispiel nur darum gehen, dass Menschen dabei geholfen werden muss, genügend Nahrung zu erhalten, hätte man zumindest ein Ziel, dass anzustreben wäre. Bibliotheken könnten darüber nachdenken, was sie dazu beitragen können – Adressen von Hilfsorganisationen verteilen? Medien über Homegardening anschaffen und propagieren? Den Bestandsetat umwidmen und davon eine Suppenküche eröffnen?<sup>12</sup> – oder auch zu dem Punkt kommen, dass sie dafür nichts zu tun können. Das wäre immerhin eine Position. Aber so einfach ist ja

---

zieht. Das Vorhandensein von Armut ist sogar rein volkswirtschaftlich gesehen teuer.

- 11 Das ist keine neue Erkenntnis, aber eine, die offenbar regelmässig vergessen wird. Dath und Kirchner (Dath & Kirchner 2012) diskutieren in ihrem Buch „Der Implex“ unter anderem, wie in der Frühzeit der Moderne selbst wirtschaftsliberale Positionen nicht ohne eine Reflexion darüber auskamen, wie der gesellschaftliche Reichtum und die Armut zusammenhängen.
- 12 Das klingt vielleicht aktuell absurd, wurde aber in anderen Weltregionen schon gemacht (siehe für Südafrika Stilwell (2016)). Oder, ähnlich von der konkreten Medienausleihe weg, wurden in Philadelphia in einer Bibliothek Krawatten angeschafft, die für Vorstellungsgespräche entliehen werden können (Walker 2016).

nicht. Was Armut ist, ist relativ; also ist auch die Frage, wobei geholfen werden soll, relativ.

Schon alleine die Frage, wer arm ist, also um wen es sich bei einer solchen Arbeit handeln würde, ist nicht so einfach zu beantworten. Alle Literatur dazu versucht eine Antwort zu geben, behilft sich aber zumeist mit statistischen Hilfskonstruktionen. Das wird dann auch fast immer explizit begründet. Die meisten Armutsberichte, die in den letzten Jahren von staatlicher Seite aus erschienen oder aber von Einrichtungen wie den Gewerkschaften, den Wohlfahrtsverbänden oder der Caritas Schweiz als Ergänzung herausgegeben wurden, hantieren mit dem Wert 60% des Durchschnittseinkommens der jeweiligen Gesellschaft als armutsgefährdet und 50% und weniger als arm. (Adam, Blattmann & Bonvin 2017; Statistik Austria 2016; Swietlik & Caritas Schweiz 2016; Swietlik 2015; Swietlik 2014; Meyer 2013; Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2013; Amt für Soziale Dienste 2008) Die sehr einfach nachzuvollziehende Idee ist dabei, dass sich die Preise in einem Land am durchschnittlich verfügbaren Einkommen orientieren und sich Armut deshalb auch an diesem Einkommen bemessen muss. Gleichzeitig gibt es Kosten, wie die für Miete, Grundnahrungsmittel oder Hygieneartikel, die irgendwie gedeckt werden müssen. Die würden – weil der Markt ja auf die Nachfrage und die Preise, die realisiert werden können, reagieren würde – tendenziell steigen, wenn mehr Menschen mit hohem Einkommen planen könnten und sinken, wenn viele Menschen nur wenig Einkommen hätten. Wegen diese Kosten gibt es aber auch immer Grenzen nach unten, deshalb auch die 60% respektive 50% – schliesslich muss die Miete da, wo man wohnt, gezahlt werden, in der Höhe, wie sie dort gilt.

Aber was so nachvollziehbar einfach klingt, ist es selbstverständlich nicht. Zum einen ist es nicht ohne Probleme möglich, zu bestimmen, was das Durchschnittseinkommen in einer Gesellschaft ist; wobei es gerade weiter „oben“ schwierig wird, wo Menschen mit hohem Einkommen oft Einkommensquelle neben dem Lohn haben – beispielsweise Aktien, Beteiligungen an Firmen oder die Möglichkeit, Reisen auf Kosten der eigenen Firma zu unternehmen. Je weiter tief man in der Einkommensskala steht, umso mehr ist man nur vom Lohn oder von Sozialleistungen abhängig. Für die Statistik sind diese „anderen Einkommensquellen“ eine Schwierigkeit, die je nachdem, wie man sie bemisst, auch verändern, was 60% oder 50% des Durchschnittseinkommens sind.<sup>13</sup> Ausserdem ist es immer eine Frage, welche Menschen wie in dieser Rechnung einbezogen werden. Beispielsweise haben Kinder keinen Lohn, sondern sind abhängig davon, was ihre Familien an Einkommen zur Verfügung haben. Dies muss man irgendwie einrechnen, was nicht einfacher wird durch unterschiedlichen Formen von Erziehungsnetzwerken, die gesellschaftlich akzeptiert und gelebt werden. Schon zwei Menschen, die zusammenziehen, aber nicht heiraten, und gemeinsam ein Kind betreuen, ändern diesen Zusammenhang – alleine, das sie gemeinsam Miete zahlen, d.h. pro Person wohl weniger, als wenn sie in zwei Wohnungen leben würden –, sind aber je nach Datengrundlage in den Statistiken nicht sichtbar. (Man kann halt auch nicht davon ausgehen, dass alle Menschen, die zusammen mit einem Kind in einer Wohnung wohnen, auch direkt finanziell für dieses Kind aufkommen. Es

---

13 Wobei bei diesen Berechnungen nicht der Durchschnitt, sondern der Median – der Wert, bei dem 50% des Einkommens über und 50% unter ihm liegen – als Wert genutzt wird, da der Median stabiler ist und gerade nicht durch krasse Ausreisser nach oben (Millionengehälter) oder unten (extreme Armut) beeinflusst wird.

könnte auch eine WG inklusive alleinerziehendem Elternteil und Kind sein.) Dabei kann ein solches Wohnarrangement gerade dann, wenn bei Erziehenden, die ein Einkommen in der Nähe der Armutsgrenze haben, eine hohe Relevanz haben und darüber entscheiden, ob sie in Armut leben oder nicht.<sup>14</sup> Insoweit sind all diese Daten als ungefähre Aussagen zu verstehen.

Zum anderen aber bezieht sich Armut nicht nur darauf, wie viel Geld Menschen zur Verfügung haben, auch wenn das selbstverständlich ein wichtiger Aspekt ist, da Geld immer mitbestimmt, welche Möglichkeiten jemand hat oder nicht hat. Aber das wäre zu einfach gedacht. Armut heisst, kontinuierlich – manchmal über Jahre, manchmal über Generationen hinweg – wenig Geld zur Verfügung zu haben, gleichzeitig vor allem Menschen zu kennen, die in einer ähnlichen Situation leben, zumeist in Gegenden, die weniger Möglichkeiten zur Lebensgestaltung anbieten. Möglichkeiten kann hier vieles heissen: Möglichkeiten zur formellen oder informellen Bildung, Möglichkeiten, gesund und abwechslungsreich zu essen, Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung, aber auch Möglichkeiten für Karrieren und Lebenserfahrungen. Dabei ist das mit den Möglichkeiten auch nicht so einfach zu bestimmen. Beispielsweise sollen heute öffentliche Stellenausschreibungen (zumindest in öffentlichen Einrichtungen) dazu beitragen, dass sich alle Menschen, die an einer Stelle Interesse haben, und für diese qualifiziert sind, mit den gleichen Chancen auf sie bewerben können – egal, unter anderem, ob sie in Armut leben oder aus einer reichen Familie stammen. In diesem Zusammenhang sollten die Möglichkeiten

---

<sup>14</sup> Abgesehen davon, dass Menschen oft nicht deswegen zusammenziehen, um nicht unter die Armutsgrenze zu fallen, sondern weil sie sich mögen. Was selbstverständlich ein viel besserer Grund ist.

nicht beschränkt sein. Und doch sind sie es offenbar, wenn man sich anschaut, wer normalerweise welche Stellen besetzt, von ihnen erfährt und zum Bewerbungsgespräch eingeladen wird – oder auch nur als qualifiziert gilt. Ein Leben in Armut heisst meist auch, die Erfahrung zu machen, beständig an bestimmten Hürden zu scheitern, beispielsweise bei Bewerbungen auf Stellen, für die man sich eigentlich als qualifiziert ansieht. Es ist auch ein Leben, dass oft von weniger Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung geprägt ist. Wenn der Besuch im Zoo oder Museum für eine Familie heisst, einen Monat lang zu sparen (oder halt nur den Eintritt, aber nicht das Eis im Zoo zahlen zu können), werden solche Besuche immer selten bleiben – egal, wie viel Spass sie machen und wie lehrreich sie sind – im Gegensatz zu Familien, die spontan gehen können, weil einfach mehr Geld zum Ausgeben vorhanden ist. Das heisst nicht einmal unbedingt, dass sie öfter gehen, aber es heisst, dass dies für sie eine Möglichkeit mehr wäre, welche sich insgesamt zu weit mehr Möglichkeiten addiert, die sie, im Gegensatz zu Familien in Armut (und deren Kindern, die z.B. seltener über wichtige Kunst oder die Abwechslung im Tierreich lernen können), haben.

Hat ein solches Leben mit weniger Möglichkeiten, mit mehr Erfahrungen des Scheiterns, mit kontinuierlich weniger Geld einen Einfluss auf die Menschen, die so leben (müssen)? Gewiss. Aber welchen? (Und, um es noch ein wenig komplizierter zu machen, ab wann ist es „genug“, um okay zu sein?) Das ist nicht so einfach zu sagen. Die Literatur ist voll mit Beispielen solcher Leben und den Auswirkungen auf Menschen, aber gleichzeitig finden sich auch zahlreiche Beispiele von Menschen, die in solchen Umständen trotzdem Erfolge haben oder ein gutes Leben führen – was unter dem Schlagwort der Resilienz verhandelt wird. (Weißmann

2016; Zander & Roemer 2015; Watkins & Howard 2015; Neuen-schwander et al. 2012; Klatt & Walter 2011; Chassé, Zander & Rasch 2010; Thomas 2010; Selke 2009; Renz 2007; Klinger 2006) Solche Menschen mit grosser Resilienz (Widerstandsfähigkeit, hier vor allem bezogen auf die Bewältigung von Krisen) profitieren von individuellen Stärken und von individuellen Netzwerken. Gleichzeitig gibt es auch immer wieder die Kritik, dass Menschen in Armut an falschen Kriterien gemessen werden, die eher im Mittelstand Sinn hätten, beispielsweise bei der Frage des Erfolgs auf dem Arbeitsmarkt – im Mittelstand immer als Karriere begriffen, aber realistisch gesehen für Menschen in Armut nicht unbedingt damit gleichbedeutend. Subjektiv ist vielleicht ein fester, unbefristeter Job für Menschen in Armut ein ähnlicher Erfolg, wie im Mittelstand der unerwartete Aufstieg in die Filialleitung. (Nur: Ist es fair, das zu sagen? Warum sollte jemand aus einer Familie in Armut nicht auch eine kontinuierliche Karriere als Ziel haben? Nur, weil es unwahrscheinlich ist und sie beispielsweise mehr Hürden überwinden müsste und mit höherer Wahrscheinlichkeit im eigenen Umfeld kein „Vorbild“ für einen solchen Jobverlauf hat?)

Das lässt sich weiter und weiter ausführen: Ab wann jemand in Armut lebt, wie sich dies bestimmen lässt, wieso einige Menschen mit einer solchen Situation, einem solchen Leben besser klar kommen als andere, ist nicht so eindeutig zu bestimmen, wie es wünschenswert wäre für eine Problembestimmung – und damit hier der Frage, wie Bibliotheken in diesen sozialen Situationen helfen sollten und wobei. Aber nur, weil die Definition nicht eindeutig ist, heisst das nicht, dass das Thema zu ignorieren wäre. Egal, wie lange diese Debatten geführt werden, am Ende sind sich alle Armutsberichte, Handbücher und Berichte über das Leben in Armut darin

einig, dass grosse Teile aller deutschsprachigen Gesellschaften von Armut betroffen sind. In der folgenden Tabelle sind diese Zahlen einmal dargestellt, tendenziell entwickeln sie sich in den letzten Jahren langsam nach oben. Es handelt sich, wie sichtbar ist, nicht um einige wenige, unglückliche Personen, denen einfach geholfen werden könnte, sondern um relevante Teile der Gesellschaft.<sup>15</sup>

|                                 | <b>Deutschland</b> | <b>Österreich</b> | <b>Schweiz</b> |
|---------------------------------|--------------------|-------------------|----------------|
| Armutsquote (bei 60% Einkommen) | 20% (2015)         | 18,3% (2015)      | 16,4% (2014)   |
| Anzahl Menschen                 | 16,08 Millionen    | 1,55 Millionen    | 1,32 Millionen |

*Tabelle 1: Armutsquoten und betroffene Menschen im DACH-Raum (Quelle: Eurostat EU-SILC (European Union Statistics on Income and Living Condition), jeweils die aktuellsten Zahlen; für Liechtenstein sind keine Daten vorhanden, der letzte Armutsbericht wurde 2008 vorgelegt).*

<sup>15</sup> Hier würden meine marxistischen Freundinnen und Freunde mit der These eingreifen, dass diese Armut ein strukturelles Ergebnis unsere Ökonomie ist und auch den Effekt hat, uns alle in Unsicherheit zu halten, quasi als Drohung – das könnte unsere Zukunft sein, wenn wir nicht so arbeiten, wie wir sollen – und Reservearmee, um die Löhne niedrig zu halten. Weiterhin würden sie darauf verweisen, dass Armut deshalb auch gar nicht verschwindet wird, solange die Ökonomie gleich bleibt. Was alle Überlegungen dazu, sie zu überwinden, sinnlos machen würde. Selbst wenn wir das bestreiten, wirft das doch eine Frage auf: Lässt sich unsere Gesellschaft als eine Gesellschaft ohne Armut vorstellen? Wie sähe sie aus? Oder lässt sich der Zusammenhang zwischen unserer Gesellschaft und der Armut in ihr zumindest abschwächen? Sind wir alle strukturell von Armut betroffen, ist das Absicht oder nur eine moralische Frage? Noch erschreckender scheint die These von der Exklusion aus der Gesellschaft, die sich z.B. bei Kronauer (2010) ausgearbeitet findet. Dieser These nach gibt es nicht nur Menschen in Armut, sondern Teile der Gesellschaft, die gar keine gesellschaftliche Rolle mehr spielen – nicht mal mehr, wie bei meinen marxistischen Freundinnen und Freunden, als „Reservearmee“ –, sondern gänzlich ausgeschlossen werden, und auch das systematisch. (Siehe auch den Status der „disqualifizierten Armut“ – neben der „integrierten“ und der „marginalen“ – bei Paugam (2008), der ähnliches meint wie der Status der Exklusion bei Kronauer.)

Von der genauen Definition abgesehen, stellt sich hier, in diesem Buch, die Frage, was es den heißen soll, als Bibliothek diesen Millionen Menschen in Armut zu helfen. Die Schwierigkeit, schon alleine zu klären, welche Menschen in Armut leben, macht es, wenn man ehrlich ist, unmöglich, darauf eine einfache Antwort zu geben. Was ist das Gemeinsame, dass diese Menschen vereint und dass das Problem darstellt, welches irgendwie durch bibliothekarische Arbeit angegangen werden könnte? Offensichtlich: Sie haben wenig Geld zur Verfügung, und das kontinuierlich. Aber jeder Definitionsversuch verweist beständig darauf, dass dies nur ein Aspekt ist; ein wichtiger, aber kein ausreichender. Wie schon gesagt: Es zählt z.B. auch die Erfahrung dazu, ständig mit den eigenen Plänen zu scheitern oder auch ständig zurückgesetzt zu werden, zumindest das Gefühl zu haben, im Vergleich zu anderen oder den Möglichkeiten in der jeweiligen Gesellschaft. Zudem, auch darauf wird beständig verwiesen, gibt es Menschen – erstaunlich viele – mit nur temporären Armutsphasen in ihrer Biographie – und daneben Menschen und ganze Familien, die ständig in Armut leben.<sup>16</sup>

Bibliotheken, wenn sie tatsächlich eine Rolle im Leben der Menschen in Armut spielen wollen, müssen sich darüber klar werden, wobei sie eigentlich helfen wollen und/oder können. Dies ist keine einfach zu bearbeitende Fragestellung.<sup>17</sup> Einerseits: Wenn Menschen in Armut so unterschiedliche Leben haben und sich ihre

---

16 Das ist, grob gesprochen, auch die Unterteilung, auf die Kronauer (2010) eingeht: Die Menschen, die gesellschaftlich so ausgeschlossen sind, dass sie gar keine Möglichkeit haben, die Armut „zu verlassen“ auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Menschen, die immerhin noch so in die Gesellschaft eingebunden sind, dass sie die realistische Chance zu diesem Ausstieg haben.

Lebensbedingungen nicht gleichen, wäre es vielleicht sinnvoll zu bestimmen, wie man dieses Leben konkret besser oder zumindest einfacher machen kann, aber ohne die Unterschiede einzuebennen. Andererseits: Entgegen einiger Mythen wollen Menschen in Armut nicht in Armut leben. Teilweise erwarten sie, nicht mehr aus der Armut aussteigen zu können, aber das heisst nicht, dass sie dies so wollen. Insoweit wäre es sinnvoll, zu fragen, was getan werden kann – von Bibliotheken in diesem Fall – um sie dabei zu unterstützen. Aber auch diese Einteilung hilft bei den Millionen betroffenen Menschen, von denen schon alleine in den deutschsprachigen Staaten auszugehen ist, nur bedingt weiter.

Im Laufe dieses Buches werden wir versuchen, diese Frage zumindest etwas anzugehen. Zu diesem Zeitpunkt scheint die Irritation aber erst einmal zu sein, dass es nicht möglich ist, für Bibliotheken anzugeben, wie und wobei sie Menschen in Armut helfen könnten.<sup>18</sup>

---

17 Wieder haben es meine marxistischen Freundinnen und Freunde einfacher, die die Überwindung des Kapitalismus – und damit ihrer Analyse nach der ökonomischen Struktur, die Armut in der heutigen Form hervorbringt – als Ziel angeben können.

18 Pollak (2016) macht diese Definitionsfragen noch einmal komplexer, indem sie auf „minimalist lifestyles“ (konkret bei ihr das Leben in einer abgelegenen Gemeinde in Ontario, Kanada) verweist, die in vielen Fällen selbstgewählt sind, aber trotzdem Kriterien aufweisen, die in Diskussionen zum Armutsbegriff als Charakteristika von Armut beschrieben werden (z.B. schwere Zugänglichkeit von zentralen Diensten und Infrastrukturen, eingeschränkte Möglichkeiten zur Lebensgestaltung, eingeschränkter Zugang zu Informationen und auch kaum Zugang zu Bibliotheken). Aber da sie selbstgewählt sind (d.h. Menschen wirklich gerne in solchen Gemeinden leben wollen), ist es voll nicht richtig, sie als Arm zu verstehen, oder zumindest nicht so, dass ihnen geholfen werden müsste. (Wobei Pollak (2016) selber mehr und besser ausgestattete Bibliotheken als indirekte Hilfe vorschlägt, weil diese oft den Internetzugang bieten.)

## Dritte Irritation: Wo sind diese Menschen eigentlich heute in der Bibliothek?

Es gibt also, wie gesagt, eine ganz erstaunliche Fülle von Literatur über Menschen in Armut, die in vielen Fällen, wenn man die rein strukturelle Ebene verlässt, deprimierend ist – sowohl populär geschriebene Bücher (Zander & Roemer 2015; von Mahs 2013; Stiglitz & Schmidt 2012; Klinger 2006 u.a.) als auch wissenschaftliche Studien (Butterwege 2105; Schuwey & Knöpfel 2014; Smyth & Wrigley 2013; Neuenschwander et al. 2012 u.a., Chassé, Zander & Rasch 2010). Es ist nicht zu bestreiten, dass es in unseren reichen Ländern Menschen in Armut gibt, die oft erschreckend eingeschränkte Leben führen müssen, und das gleichzeitig die Situation komplex ist, also auch schwierig zu erklären. Doch, wenn man ehrlich ist, merkt man dies in der bibliothekarischen Literatur nicht. Oder? Bibliotheken und die dazugehörige Forschung hat sich in Bezug auf die Nutzerinnen und Nutzern in den letzten Jahren auf bestimmte Modelle fokussiert. Sie werden entweder als Kundinnen und Kunden – also als Menschen, die darüber definiert sind, dass sie mehr oder weniger klare Bedürfnisse haben, die erfragt und dann erfüllt werden können – oder als Zielgruppen – also Gruppen von Menschen, welche wichtige Merkmale miteinander teilen, die über diese Merkmale definiert werden und dann mit Angeboten und Marketing als solche Gruppen angesprochen werden können – verstanden. Das ist vielleicht etwas einfach ausgedrückt und vor allem ist es nicht das Ergebnis irgendeiner Absprache, sondern hat sich aus der Erfahrung, dass es für die Steuerung von Bibliotheken sinnvoll scheint, so etabliert. Aber: Ein Blick in die ganzen Studien zur Nutzung von Bibliotheken ergibt in Hinblick auf Menschen in Armut wenig.

Das ist zuerst erstaunlich, aber nach einigem Nachdenken auch nicht. Zwar wissen wir aus all den Experimenten mit dem New Public Management seit den 1990ern, dass Bibliotheken wirklich nichts zu verkaufen haben, sondern im besten Fall effizienter mit Mitteln umgehen können. Insoweit wäre zu erwarten, dass sich Bibliotheken auch auf sozial Schwache, die nicht einfach alle kulturellen Angebote wahrnehmen können, orientieren könnten. Schliesslich geht es nicht um Gewinn. Allerdings sind Menschen in Armut als „Zielgruppe“ viel schwieriger zu fassen, als Gruppen, die z.B. über ein Alter (Kinder, Jugendliche, Seniorinnen und Senioren) oder eine andere Gemeinsamkeit definiert werden, zumal Zielgruppen, so wie sie im Bibliothekswesen offenbar verstanden werden, fast immer aus ihrem „definierten Merkmal“ heraus interpretiert werden. Zielgruppe Kinder heisst dann z.B., dass unterstellt wird, aus ihrem Alter (Merkmal) ergäben sich Interessen (z.B. nach Bilderbüchern und dem Vorgelesen-Bekommen), die dann von Bibliotheken erfüllt werden können. So weit funktioniert dies. Ist sich eine Bibliothek nicht sicher, was die Interessen einer Zielgruppe sind, kann sie auch auf eine Reihe von Methoden zurückgreifen, um dies zu erfahren. Gerade bei Studierenden (gemeinsames Merkmal: sie studieren) ist das in den letzten Jahren sehr oft gemacht worden.

Nur: Was ist das definierende Merkmal von Menschen in Armut? Das sie wenig Geld haben? Dies ist – wie schon gesagt – nur ein wichtiger Teilaspekt ihres Lebens. Vielleicht ist das Leben in Armut zu komplex, um es auf einige gemeinsame Merkmale herunterzubrechen, wie es offenbar für Zielgruppen notwendig ist.<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> Und ja: Eigentlich kann man diese Vermutung für alle „Zielgruppen“ anstellen. Aber das soll hier nicht weiter vertieft werden, weil es nicht Thema dieses

Wenn das aber so ist, wäre es auch schwerlich möglich, Angebote für Menschen in Armut zu definieren. Was sollen denn Angebote für eine so grosse, komplexe Gruppe von Menschen sein, zumal, wenn offenbar noch nicht mal klar ist, wobei sie unterstützt werden sollen? Vielleicht ist die Realität von Armut einfach zu gross, um mit „Zielgruppendefinitionen“ erfasst zu werden. Wenn dem so ist, wäre es auch nicht verwunderlich, dass sie in bibliothekarischen Texten oder Strategien, die auf „Zielgruppen“ aufbauen, praktisch nicht auftauchen.

Eine weitere Vermutung wäre, dass es überhaupt schwierig ist, Menschen in Armut im Alltag – auch einer Bibliothek – zu erkennen, anders als z.B. wieder bei Gruppen, die nach ihrem Alter definiert werden und bei denen immerhin noch gut geschätzt werden kann. Bei Menschen in Armut ist das heutzutage – und das ist ein gesellschaftlicher Fortschritt<sup>20</sup> – nicht mehr einfach möglich, dies direkt auf einen Blick zu sehen. Sicherlich gibt es Formen extremer Armut, beispielsweise bei Obdachlosigkeit, die sich „körperlich ausdrückt“, aber das sind Ausnahmefälle. (Paugam & Giorgetti 2013; von Mahs 2013; siehe das Unterkapitel „Zum Thema Obdachlosigkeit“) Zum Teil scheint es einige, bei genauen Hinsehen erkennbare Indizien – beispielsweise der Zustand der Zähne – zu geben, aber diese sind nicht so eindeutig, wie in anderen Fällen (dem Alter). Ansonsten ist Armut heute oft „unsichtbar“, oder anders: Menschen in Armut können relativ gut als „durchschnittlich“ durchgehen. Was gesellschaftlich gut ist, auch für das Leben der konkreten Menschen in Armut; aber auch heisst, das sie

---

Buches ist.

20 Obwohl dieser Fortschritt global gesehen wieder durch Armut und Ausbeutung anderswo, beispielsweise bei der Produktion billiger Kleidung, hergestellt ist.

z.B. weniger konkret in der Literatur von Bibliotheken über deren Alltag vorkommen.

Wenn also die normalerweise eingesetzten Werkzeuge der Bibliotheksplanung nicht in der Lage zu sein scheinen, Menschen in Armut, deren Leben, Ziele, Wahrnehmungen etc. zu verstehen, wäre zu erwarten, dass es ein Thema der Forschungen zu Bibliotheken wäre. Immerhin scheint sich ein Grossteil der Bibliotheksforschung an den Fachhochschulen in den deutschsprachigen Staaten praxisorientiert zu positionieren. Doch scheint sich in deren Forschung das Thema Armut nicht wiederzufinden. Ist es zu komplex? Ist es nicht interessant? Gibt es keine Drittmittel für dieses Thema? Zumindest: Schaut man sich die Publikationen aus den Hochschulen an, auch die Abschlussarbeiten, finden sich in ihnen zwar zahlreiche Themen, die alle ihre eigene Relevanz haben, aber kaum Ausführungen zu Armut und anderen sozialen Fragen.

Forschung geschieht allerdings nicht im luftleeren Raum. Irgendwer entscheidet immer, was, wie, warum und in welcher Weise und Intensität untersucht wird. Zudem sollte die Aussage „das ist schwierig zu messen und zu untersuchen“ für Forschende eigentlich ein Antrieb sein, sich gerade damit zu beschäftigen – schon weil es viel spannender ist, als die schon oft bearbeiteten Themen. Ist das Thema also einfach nicht interessant? Oder, eine weitere These: Ist die Forschung über Arbeiten in Bibliotheken heute so projektorientiert, dass jedes angehbare Thema in ein, zwei Jahren lösbar erscheinen muss – und Armut ist das im Gegensatz z.B. zum neuen Webauftritt oder zum neuen Repository nicht? Fakt ist zumindest, dass Menschen in Armut in den Studien zur Situation und Zukunft von Bibliotheken quasi keine Spuren hinter-

lassen. Nur sehr selten wird beispielsweise bei Umfragen überhaupt danach gefragt, mit welchem ökonomischen Hintergrund die jeweils Befragten in die Bibliothek kommen. Und selbst wenn – wie z.B. in der 2016 durchgeführten Umfrage des Allensbach-Instituts für die ekz (Institut für Demoskopie Allensbach 2016) oder im 2012-2015 unternommenen „Nutzungsmonitoring“ für Berliner Bibliotheken (Hardtke-Flodell & Puchta 2015; Schank & Netslinger 2015) – scheint oft nicht klar, was mit diesen Daten im Anschluss gemacht wird.

Texte, in denen es z.B. um die Zusammenarbeit von Bibliotheken und Schulen geht – und davon gibt es viele – scheinen davon auszugehen, dass sich die Schülerinnen und Schüler vielleicht im Vorwissen oder auch dem Geschlecht unterscheiden, aber offenbar nicht aufgrund ihrer sozialen Situation. Das muss per se nicht schlecht sein. Menschen können nach unterschiedlichen Kategorien eingeteilt werden, aber nur einige davon sind sinnvoll. Als Gesellschaft sind wir z.B. zu guter Letzt dahin gekommen, zu wissen, dass die sexuelle Orientierung für die Schulleistung (oder Bibliotheksbenutzung) egal ist und unterteilen bei solchen Untersuchungen Menschen nicht danach. Das ist gut,<sup>21</sup> aber: Stimmt das bei der sozialen Situation? Genauer hier: Bei Menschen in Armut? Ist das nicht gerade eine Kategorie, die tatsächlich Einfluss auf die Chancen von Menschen und auf deren Alltag hat? Auffällig ist dieses Fehlen der sozialen Kategorie vor allem – deshalb der Bezug zu den Schulen – wenn man einen Blick in die pädagogische Literatur (und die Forschungsliteratur zu Jugendkulturen und dem Leben

---

21 Okay, erstmal ist es gut. Wenn allerdings anschliessend so getan wird, als gäbe es für LGTBQ-Personen gar keine Probleme in unseren Gesellschaften, ist das auch wieder falsch. Aber wir haben heute zumindest das Ziel vor Augen, dass die sexuelle Orientierung egal sein sollte.

von Jugendlichen) wirft. Dort ist das Thema zwar nicht omnipräsent, aber doch beständig vertreten. Sicherlich ist viele Forschung spezifisch für lokale oder nationale Situationen, aber doch lässt sich für Jugendliche in Armut ein guter Überblick dazu geben, an was es ihnen mangelt, wie ihr Leben von ihrer sozialen Situation beeinflusst wird, mit welchen Problemen sie umzugehen haben, die sich für Menschen in anderen sozialen Situationen nicht stellen etc. (Wir nutzen diese Literatur weiter hinten im Buch intensiver, vgl. das Kapitel „Was wissen wir tatsächlich über Menschen in Armut und Bibliotheken?“) Es ist also nicht unmöglich, aber im Bibliothekswesen und in der Bibliotheksforschung werden offenbar andere Forschungsentscheidungen getroffen.

Wenn sich schon kaum Spuren von Menschen in Armut in der bibliothekarischen Literatur finden, wie steht es dann mit dem Bibliotheksalltag? Das scheint noch schwieriger zu beantworten. Wie schon erwähnt, habe ich mit anderen Kolleginnen und Kollegen auf einigen bibliothekarischen Konferenzen in Deutschland, der Schweiz und Österreich Workshops und Treffen zum Thema organisiert. Obwohl die Settings unterschiedlich waren, passierte ähnliches: zuerst gab es viele Vermutungen darüber, was Bibliotheken für Menschen in Armut tun könnten. Dann, nach einiger Zeit, beschrieben Kolleginnen und Kollegen einzelne Erfahrungen – entweder eigene oder aber von anderen gehörte – über Menschen in Armut in Bibliotheken. Allerdings immer mit Vorbehalt: Die, bei denen man die soziale Situation merkt, sind gerade die aussergewöhnlich auffälligen – und damit gerade nicht die Mehrzahl. Es blieb aber immer wieder der Eindruck, dass Bibliotheken mit ihren Angeboten Menschen in Armut erreichen und das dies oft auch durch lokales Engagement passiert, nur dass es schwer ist, dies

nachzuweisen. Aber – und hier schliesst sich vielleicht der Kreis – wenn schon die Forschung sich quasi nicht damit befasst, wie soll, ohne Modelle und Hinweise über tatsächliche Effekte und ohne dass öfter nachgefragt wird, aus der Bibliothekspraxis mehr als Vermutungen geäussert werden können? Wenn niemand so richtig weiss, wonach man schauen könnte oder was man erwarten müsste – was ja Modelle beschreiben würden –, werden Kolleginnen und Kollegen in der Praxis auch nicht viel mehr tun können, als zu vermuten.

### **Vierte Irritation: Sollte man das Thema nicht in Kooperationen angehen?**

Eventuell sollten Bibliotheken das Thema Armut – vor allem die Frage, wie und wobei Menschen in Armut unterstützt werden könnten – gar nicht alleine angehen, sondern in allfälligen Kooperationen. Dies wäre naheliegend, da diese Lösung, Kooperationen zu organisieren, wenn die Themen und Projekte zu komplex werden, um heutigen Bibliothekswesen oft vorgeschlagen und tatsächlich umgesetzt wird. Auch bei den schon erwähnten Workshops zum Thema Armut und Bibliotheken kam diese Vorstellung immer wieder auf. Sehen wir einmal davon ab, dass Kooperationen immer Arbeit bedeuten, die investiert werden muss und das sie nicht friktionsfrei verlaufen, lässt uns dieser Vorschlag mit dem gleichen Problem allein, das er lösen soll: Mit wem sollte kooperiert werden, um was zu erreichen? Wie sollen Menschen in Armut mit welchen Angeboten in Kooperation angegangen und wobei unterstützt werden?

Genauer: Der Vorschlag fügt noch eine weitere Ebene an Fragen hinzu. Einrichtungen, mit denen kooperiert werden könnte, sind nicht neutral oder per se gut angesehen bei Menschen in Armut. Vielmehr haben Menschen in Armut aus Erfahrung mit ihnen und aus der sozialen Position heraus, mit der sie mit diesen in Kontakt kommen, oft einen grossen Abstand zu ihnen. Das beste Beispiel dafür sind Ämter, mit denen Menschen in Armut in Kontakt kommen können und müssen. Die Struktur, Namen und konkreten Aufgaben dieser Ämter sind von Land zu Land unterschiedlich, aber die Struktur der Beziehung von Menschen in Armut zu diesen Ämtern ist vergleichbar. Es sind Machtbeziehungen (so wie alle Kontakte zwischen Ämtern und Bürgerinnen und Bürgern), wobei Menschen in Armut sich zumeist in einer schwächeren Position befinden. Selbstverständlich ist das graduell wirksam: Einige Menschen können sich besser mit dieser Machtbeziehung arrangieren, wobei Selbstbewusstsein, Resilienz, empfundene und reale Situation, Wissen um die Aufgaben und Möglichkeiten der Ämter und der Personen selber, Erfahrungen, die schon mit Ämtern gemacht wurden, Vorstellungen davon, wie diese Ämter eigentlich funktionieren etc. dabei jeweils eine Rolle spielen. (Neuenschwander et al. 2012) Dies gilt auch dann, wenn sich Ämter als Einrichtungen verstehen, die vor allem helfen (und nicht verwalten oder überwachen) und wenn das Personal dort das ihrer Meinung nach jeweils Beste tut. Es bleibt eine Machtbeziehung, in welcher die eine Seite Hilfe und Unterstützung zu spezifischen Bedingungen leistet, der sich die andere Seite zu unterwerfen hat. Tendenziell sind Personen, welche am meisten von Problemen betroffen sind, die, welche sich am wenigsten selbstwirksam fühlen. Das alles ist ein politisch umstrittenes Feld. Der Punkt ist, dass Ämter in

Bezug auf Menschen in Armut keine neutralen Einrichtungen sind oder gar Einrichtungen wären, die einen besseren Zugang zu diesen Menschen haben, zumindest nicht per se. Gerade die Agenturen für Arbeit (Deutschland), Sozialämter (Schweiz, Österreich) bzw. das Amt für Soziale Dienste (Liechtenstein) nicht. Ohne sich genauer damit zu beschäftigen, was Bibliotheken da für wen wollen und tun können – z.B.: Sollen sie Unterhaltungsliteratur anbieten, um die Wartezeit bei den Agenturen bzw. Ämtern angenehmer zu gestalten? Sollen sie dort ihre Angebote anpreisen, weil die Menschen eh warten müssen und sich mit hoher Wahrscheinlichkeit gerade in Armut befinden, wenn sie dort sind? Sollen sie Informationen darüber verteilen, wie die jeweiligen Agenturen bzw. Ämter funktionieren und welche Rechte die Menschen, die gerade dort sind, haben? Würden die Ämter das, als Ausdruck der civic society, gut finden oder gerade nicht? – ist es zumindest schwierig zu diskutieren, wie eine Kooperation mit diesen Ämtern stattfinden kann, ohne Teil dieser Machtbeziehungen zu werden (oder aber wenn doch, dann zumindest nicht so, dass es die Bibliothek auf „der falschen Seite“ positioniert) – obwohl es natürlich Orte sind, an denen sich Menschen in Armut versammeln, z.T. erzwungenermassen.

Sicherlich gäbe es andere Einrichtungen, wo die Machtbeziehung nicht so eindeutig organisiert sind, beispielsweise bei der Sozialen Arbeit oder spezifisch der Jugendarbeit. Das erreichen diese Einrichtung aber auch, indem sie explizit daran arbeiten und die Selbstermächtigung der Menschen, mit denen sie arbeiten, in den Vordergrund stellen. (Deller & Brake 2014; Thiersch 2014; Hering 2013; Debiel et al. 2012) Im Jugendclub – um bei diesem Beispiel zu bleiben – werden Angebote gemacht und vielleicht einige

Regeln erlassen, aber keine Vorgaben, was zu tun ist. Die Jugendliche haben immer die Möglichkeit, Angebote nicht anzunehmen oder zum Teil zu verhandeln und mitzubestimmen. Es geht nicht darum, sie zu einem bestimmten Verhalten zu zwingen, sondern eher darum, sie dazu zu bringen, bestimmte Verhaltensweisen selber zu entwickeln und dabei selbstbewusst mitzuentcheiden.<sup>22</sup> Diese Vorstellungen und Arbeitsweisen sind aus guten Gründen entstanden, z.B. der Anspruch offener Gesellschaften, die möglichst wenig erziehen wollen oder der Erkenntnis, dass Massnahmen in der Bildung, die auf Zwang setzen, wenig erfolgreich sind. Sie werden sich – trotz gegenteiliger politischer Bewegungen, die in den letzten Jahren laut autoritäre Welt- und Menschenbilder vertreten – so schnell nicht mehr ändern. Bezogen auf Bibliotheken stellt sich dann die Frage, wie, wobei und wozu sie in diesem Zusammenhang kooperieren sollen. Die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter (oder wie sie im jeweiligen Fall genannt werden) machen Angebote. Selbst wenn sie der Bibliothek gegenüber extrem positiv eingestellt sind, was sollen sie anderes tun, als diese als weiteres Angebot aufzuzählen? Und wofür? Als Lernort für Jugendliche, die Probleme mit dem Lernen in der Schule haben? Als Ort für Unterhaltungsmedien? Als Treffpunkt im öffentlichen Raum? Das ist gewiss alles vorstellbar, aber war es das? Ist das schon eine Kooperation, die Menschen in Armut hilft?

---

22 Genau das, dass andere Einrichtungen einen anderen Anspruch an die Soziale Arbeit haben können, ist dann wieder ein Konfliktfeld, z.B. wenn in der Schulsozialarbeit die Ansprüche von Schulen (Kinder und Jugendliche sollen am Unterricht teilhaben) und der Sozialen Arbeit (die Kinder und Jugendlichen sollen sich entwickeln können) aufeinandertreffen. (Aden-Grossmann 2016; Arnold et al. 2014; Speck 2014)

Ein weiteres Beispiel noch (aber es gibt zahllose weitere Möglichkeiten), dass relativ oft als Kooperationseinrichtung vorgeschlagen wird: Die „Tafeln“ (oder „Lebensmitteltafeln“), also Einrichtungen, in denen Menschen in Armut Zugang zu Lebensmitteln haben, die vor allem von Supermärkten und Restaurationen gespendet werden. Diese Einrichtungen scheinen einen guten Ruf zu haben, sonst würden sie wohl nicht so oft erwähnt werden – und gleichzeitig ist wohl ein Argument für Kooperationen mit ihnen, das dort Menschen in Armut tatsächlich zu erreichen sind, auch weil sie dort viel freiwilliger Hilfe suchen würden als z.B. bei Ämtern. (Wobei zu diskutieren wäre, wie freiwillig diese Besuche tatsächlich sind.) Allerdings: Wie funktionieren diese Tafel? Es gibt eine (kleine) Anzahl von Studien dazu, insbesondere von Stefan Selke, der die Tafeln und ihre Entwicklung (in Deutschland) sozialwissenschaftlich begleitet hat. (Lorenz 2012; Selke 2011, Selke & Maar 2011; Selke 2010; Selke 2009) Die Studien zeigen, dass der gute Ruf der Tafeln vielleicht eher auf Missverständnissen beruht. Sie sind – nach der Vorarbeit der Beratungsfirma McKinsey – als hochregulierte Einrichtungen tätig. Beispielsweise müssen die Menschen, die sie benutzen, sich quasi erst als „arm“ ausweisen, um Zugang zu erhalten. Dieser Zugang ist beschränkt, immer nur eine kleine Anzahl von Menschen darf dort Dinge auswählen, die Anzahl der Lebensmittel, die mitgenommen werden können, ist vorgegeben, die Ausgabe hochgradig reguliert. Ebenso ist das „Spenden“ von Lebensmitteln Regularien unterworfen. Supermärkte und Restaurants planen zum Teil die „Spende“ in die Kosten für die Lagerung und Logistik von Waren ein. Das alles kann von Seiten der Tafeln begründet werden, z.B. die Limitierung von abgegebenen Lebensmitteln mit Fairness („alle sollen etwas erhal-

ten“), den Nachweis von Armut mit der – eher absurden – Angst, Menschen würden die Tafeln nutzen wollen, obwohl sie selber genügend Mittel zur Verfügung haben, die Zusammenarbeit mit den Supermärkten, die von geringeren Lager- und Entsorgungskosten profitieren, mit der Notwendigkeit, für eine gewisse Regelmässigkeit bei der Versorgung mit Lebensmittel sorgen zu müssen.

Aber es ist auch klar, dass eine solche Organisation etwas anderes ist, als das Bild der Einrichtung, die gleichzeitig Menschen in Armut hilft und einen gewissen Ausweg aus den Problemen der Konsumgesellschaft (indem weniger weggeworfen wird) anbietet, das über die Tafel verbreitet zu sein scheint. Auch hier ist dann wieder die Frage, wie Menschen in Armut diese Einrichtungen tatsächlich wahrnehmen – Als Hilfe? Als Bevormundung? Als Teil der Ämter? – und wie sich Bibliotheken hier mit welchen Angeboten positionieren sollten, um was zu erreichen – oder wen, wie und wobei unterstützen? Auch Tafeln – wie die Ämter – funktionieren über Machtstrukturen. Auf welche Seite sollten und würden sich Bibliotheken bei einer Kooperation mit ihnen stellen? Ganz abgesehen davon, dass zu den Tafeln selbstverständlich nur eine kleine Anzahl von Menschen in Armut kommen. Das ist bei allen Kooperationen so, aber spezifisch bei den Tafeln ist wohl, dass eine besonders schwer von Armut betroffene Gruppe angesprochen wird. (Die allerdings auch eigenwillig handelt, siehe Lorenz (2012).)

Letztlich wird sich diese Frage bei jeder Kooperation stellen. Bibliothek neigen heute dazu, viele Aufgaben mit Hilfe von Kooperationen angehen zu wollen. Gewiss gibt es gute Beispiele, bei denen sich die kooperierenden Einrichtungen ergänzen und bestimmten Nutzerinnen und Nutzern Angebote machen, die sonst

nicht möglich wären. Aber dies sind bestimmt nicht alle Fälle, bei denen geholfen werden könnte und vor allem ist dies keine immer passende Lösung. Vielmehr stösst man, wenn man sich mit potentiellen Kooperationen beschäftigt, immer wieder auf die gleichen Fragen:

- (a) Wie funktioniert die Einrichtung, mit der man kooperieren möchte, eigentlich wirklich? Oft scheint es zu einfache Vorstellungen davon geben (aber das trifft wohl auch zu, wenn andere Einrichtungen über Bibliotheken nachdenken), welche zumeist die tatsächliche Arbeitsweise und vor allem den spezifischen Zugang zu Menschen in Armut, der uns hier interessiert, übersieht. Der Ruf vieler Einrichtungen ist – oft aus guten Gründen und Erfahrungen sowie den Machtbeziehungen, die strukturell vorhanden sind – bei Menschen in Armut wohl schlechter als er aus Sicht der Bibliotheken ist. Das sollte selbst dann nicht unterschätzt werden, wenn das Bibliothekspersonal die Haltung der Menschen in Armut – die ja selber nicht einheitlich ist – nicht nachvollziehen kann. Letztlich geht es hier darum, darüber nachzudenken, wie Menschen in Armut unterstützt werden und dafür erreicht werden können, nicht darum, wer Recht hat oder wie z.B. die Tafeln besser organisiert werden könnten.
- (b) Es stellt sich immer die Frage, was genau die Bibliotheken eigentlich in einer solche Kooperation erreichen sollen und können. Geht es einfach nur um Werbung für die Bibliothek? Oder um konkrete Angebote? Geht es um Angebote vor Ort, z.B. beim Amt, oder in der Bibliothek?

Was sollen diese Angebote den Menschen in Armut bringen? Das einfach zu überspringen, führt wohl zu den Fragen zurück, die schon früher (bei der Ersten und Zweiten Irritation) gestellt wurden.

- (c) Damit zusammen hängt immer die Frage, wie Bibliotheken eigentlich in die jeweilige Kooperation eingebunden werden sollen. Sollen sie ein Fremdkörper bleiben oder integriert sein? Wie? Bei Strassenfesten ist dies wohl noch einfach zu beantworten, da kann immer ein Stand gemacht werden. Aber wie sieht es bei der Sozialen Arbeit aus? Ist z.B. überhaupt gewollt, dass die Angebote der Bibliothek so sehr integriert werden, dass sie aus Sicht der Menschen quasi zu weiteren Angeboten der Sozialen Arbeit oder der Tafeln werden? Auch beim Thema Kooperationen ist die Antwort leider nicht so einfach, dass man sie einfach einfordern oder aber von ihnen abbra-  
ten könnte.

## **Fünfte Irritation: Brauchen Menschen in Armut die Bibliothek? Wofür?**

Bibliotheken verstehen sich heute als Einrichtungen, die für ihre Nutzerinnen und Nutzer da sind. Vieles, was strategisch entschieden wird, wird damit begründet, dass es die Nutzenden fordern würden – wenn nicht jetzt, dann in Zukunft. Nicht immer ist unumstritten, was genau das ist oder sein wird; es ist auch von einem Diskurs der unbedingten Zukunftsorientierung überzeichnet, so dass oft die Feststellung, dass die Nutzerinnen und Nutzer genau das wollen, was es schon gibt – z.B. den Bestand an gedruckten Medi-

en, so wie sie sind, oder den Raum Bibliothek gerade so, wie er ist – nicht unbedingt ernst genommen wird. Trotzdem: Wenn sich Bibliotheken an den Interessen ihrer Nutzerinnen und Nutzer orientieren wollen, ist es sinnvoll, sich dem Thema Armut und Bibliotheken auch von den Menschen in Armut als (potentielle) Nutzende zu nähern und zu fragen, welche Rolle die Bibliotheken in deren Leben spielen und spielen sollten. (Nicht nur, weil es sich – wie wir jetzt wissen – um Millionen von Menschen und damit – wenn man sich auf diese einfache Ebene begibt – um Millionen potentielle Nutzende handelt.)

Die erste Frage, nämlich welche Rolle die Bibliothek im Leben dieser Menschen tatsächlich spielt, ist bis dato nicht zu beantworten, da sich, wie schon erwähnt, kaum jemand umfassend mit dieser Frage beschäftigt. Viele Kolleginnen und Kollegen scheinen auf Erfahrungen mit einzelnen Personen in einer solchen Situation verweisen zu können: Familien und vor allem Alleinstehende, die ihr Kinder regelmässig in die Bibliothek bringen und dort Zeit verbringen; Personen, die regelmässig Bibliotheken als Leseort nutzen und sich im Gespräch als sozial schwach herausstellen; Menschen, die sich ständig in der Bibliothek aufhalten, für persönliche Projekte oder auch als Ort, um sich gerade nicht anderswo aufhalten zu müssen, und von denen gewusst oder zumindest vermutet wird, dass sie sozial schwach sind. Wer sich umhört in Bibliotheken der deutschsprachigen Ländern kann solche Beispiele zu Dutzenden sammeln. Einige sind herzerwärmend. Aber: Es bleiben Beispiele, viele angereichert mit Vermutungen. Beispiele dafür, was möglich wäre. Daraus alleine lässt sich nicht beantworten, welche Rolle die Bibliotheken im Leben von Menschen in Armut

wirklich spielen. Viele Nutzungsweisen werden vom Bibliothekspersonal wohl gar nicht wahrgenommen.

Einzig über Obdachlose in Bibliotheken gibt es eine kleine Anzahl an Studien, allerdings nicht aus den deutschsprachigen Staaten, sondern aus Paris und den USA. (Siehe auch das Unterkapitel „Zum Thema Obdachlosigkeit“.) Eine 2012 durchgeführte Studie von Paugam und Giorgetti (2013) zur Nutzung der Bibliothek des Centre Pompidou (Paris) unterteilt diese Obdachlosen (Sans domicile fixe, SDF) – im Anschluss an andere Arbeiten von Paugam zur Armut im heutigen Frankreich – noch einmal in drei Stufen, je nachdem, wie sehr sie in der Gesellschaft integriert sind. Nur die Personen in der letzten Gruppe sind (aktuell) so desintegriert, dass sie praktisch (aktuell) keine Hoffnung darauf haben, in eine „geordneten“ Lebens- und Wohnsituation zurückzukommen. (Die „disqualifizierten Armen“, siehe auch – wie in Fussnote 14 schon dargestellt – Kronauer (2010).) In den anderen beiden Gruppen überwiegt das Interesse daran, wieder in eine solche Situation zu gelangen. Die Bibliothek wird von Personen in diesen zwei Gruppen genutzt, um Informationen zu recherchieren, die ihnen dabei helfen können. Ein anderen wichtiger Grund für die Besuche der untersuchten Personen (und das waren diejenigen, die vor allem durch häufige und lange Besuche für die Forschenden auffällig waren, also bestimmt nicht alle, die in diese Gruppe fallen und die Bibliothek besuchten) in der Bibliothek war, dass diese ihnen eine stabile Tagesstruktur ermöglichen. Sie kamen in die Bibliothek, um dem Tag in einem gewissen Sinn zu geben, auch, da die Bibliothek mit einem positiven, bildungsorientierten Image verbunden ist. Wenn sie von den Forschenden befragt wurden, betonten gerade die sozial nicht desintegrierte Personen SDF ein Interesse an

„hoher Literatur“ zu haben und nicht an „einfacher“ Belletristik. Nur die Desintegrierten benutzen die Bibliothek vor allem als Aufenthaltsraum, versuchten aber auch, unauffällig zu sein, wobei ihnen die Grösse der Bibliothek eine gewisse Anonymität ermöglichte.

Aber: Bei aller Spezifik dieser Bibliothek und der Situation der Personen SDF ist aus dieser Studie doch zu lernen, dass die Zugänglichkeit der Bibliothek wichtig war, um einen Alltag der prekär ist, strukturiert zu halten. Der Bestand der Bibliothek war nicht unwichtig – ein Teil der Personen SDF suchte aktiv nach Informationen für Unterstützungsprogramme –, aber zum Teil eher oberflächlich wichtig (es gibt „Hochliteratur“, in deren Nähe man sich aufhält). Einer der Gründe, warum die Bibliothek wirkte, war auch, dass sie explizit keine Sozialarbeit betreibt und die Personen SDF nicht irgendwie erziehen will. Es gibt einige Regeln, die die Bibliothek durchsetzt, aber ansonsten ist sie offen.

Allerdings: Personen SDF in Paris, also einer (europäischen) Millionenstadt, sind keine Gruppe, von der man direkt Aussagen für alle Menschen in Armut im deutschsprachigen Raum ableiten kann.

Mehr konkrete Untersuchungen gibt es aber offenbar nicht. Insofern müsste die Frage, für was Menschen in Armut die Bibliothek brauchen, anders angegangen werden, theoretisch. Oder genauer: Wir müssen es ableiten aus dem vorliegenden Wissen über Menschen in Armut.<sup>23</sup> Das ist, wie schon klar wurde, mehr als

---

23 Sicherlich könnten wir auch daran gehen, diese Frage direkt zu erforschen, wenn wir die Geduld und die Möglichkeiten (vor allem Forschungsgeld und Zeit) dazu hätten. Aber auch dazu müssten wir uns ähnliche Gedanken machen, wie hier. (Zu den Möglichkeiten von Forschung, siehe das Kapitel „Hinweise

komplex. Menschen in Armut sind in sehr unterschiedlichen konkreten Situationen, insoweit werden ihre Ansprüche und möglichen Nutzungsweisen von Bibliotheken auch sehr unterschiedlich sein. Grundsätzlich kann die Bibliothek wohl die gleichen Funktionen übernehmen, wie andere Einrichtungen: Sie kann dafür genutzt werden, zu versuchen, aus der Armut auszusteigen – kurzfristig beispielsweise über Informationen zu Jobs oder Unterstützungsleistungen oder langfristig über Bildung oder dem Zugang zu anderen Arbeitsmärkten als dem gerade lokalen – und gleichzeitig dafür, den Alltag in sozial schwachen Situationen (besser) zu gestalten. Wir können uns dafür, wie gesagt, nicht wirklich auf bibliothekarischer Literatur abstützen, aber zum Glück auf pädagogische, soziologische und solche aus der Sozialen Arbeit.

Die folgenden Kapitel werden dies tun, auch aus dem Grund, dass bei der Durchsicht dieser Texte – die, im Gegensatz zu den bibliothekarischen, schon wieder zu viel sind, um sie alle wahrzunehmen und gleich tiefgehend zu würdigen – klar wurde, dass die konkreten Situationen und damit auch die Entscheidungen, Wünsche und Anforderungen von Menschen in sozial schwierigen Lagen nicht nur äusserst unterschiedlich sind, sondern auch vielen Vorstellungen von dieser Situation (oder den Menschen in dieser) gerade nicht entsprechen. Es wäre sicher sehr hilfreich, an dieser Stelle schreiben zu können, Menschen in Armut brauchen das und das von den Bibliotheken, weil diese dann einfach darauf reagiert werden könnten. Aber alles was man ehrlich sagen kann, ist, dass der Grossteil der Vorstellungen zerfällt, wenn man versucht, konkret aus der Position dieser Menschen heraus auf die Bibliothek zu schauen. Wir können leider nicht einfach drei, vier Persona kon-

---

für weitere Diskussionen und Forschungen im Bibliothekswesen“.)

struieren – z.B. die allein erziehende Mutter auf dem Land, den Jugendlichen ohne Ausbildung in der Mittelstadt, das Ehepaar mit Mindestrente in der sich gentrifizierenden Grossstadt und die Working Poor, die zwischen ihren Jobs in der City und ihrer Wohnung am Rand der Stadt pendelt – und dann von diesen ausgehend die Bibliothek analysieren. Wir müssten viel mehr vom tatsächlichen Leben in Armut wissen, als das wir es einfach aus dem Bauch heraus tun könnten – bislang wüssten wir wohl noch nicht mal, ob das genügend oder „die richtigen“ Persona wären (z.B., was schnell auffällt, fehlen Personas mit unterschiedlichen Migrationshintergründen und Aufenthaltsstatus). Aber schon ein erster Blick diese möglichen Persona verdeutlicht das Problem: Was haben die gemeinsam? Wenig. Viel zu wenig, um einfach aus diesen heraus Entscheidungen über die strategischen Ausrichtungen von Bibliotheken zu treffen.<sup>24</sup>

Ein anderer Blick in die Literatur zeigt auch, dass das Verhalten oder die Wünsche der Menschen in Armut nicht unbedingt immer von „ausser“ als sinnvoll und nachhaltig positiv verstanden werden, sondern auch als destruktiv und zumindest nur kurzfristig wirksam – aber gerade aus Sicht der Menschen selber richtig sein können. Anstatt z.B. ein Problem mit dem Amt, einer Schule etc. zu klären, eher den Kontakt mit dem Amt, der Schule etc. zu vermeiden, in der Hoffnung, dass der Konflikt verschwindet wenn man nicht auffällt, mag von „ausser“ als falsche Strategie erschei-

---

24 Warum funktioniert das bei anderen Themen? Eine Vermutung wäre, dass die Themen, die mit Personas angegangen werden, viel weniger komplex sind; einen andere, dass die Personas, die sonst gerne z.B. bei der Gestaltung von Homepages eingesetzt werden, gar nicht so verschieden von den „Macherinnen und Machern“ selber sind, wie angenommen wird – sondern z.B. alle Mittelschichtshintergrund haben, der nicht ersichtlich wird, weil es die jeweiligen Themen – Homepagegestaltung – dies nicht erfordern.

nen; aber für Menschen in Armut, die oft zahlreiche negative Erfahrungen mit Ämtern hatten, sinnvoll oder zumindest besser lebbar. (Neuenschwander et al. 2012; Chassé, Zander & Rasch 2010) Solches Verhalten wird dann verständlich, wenn es erklärt wird, aber das passiert selten im realen Leben. In der realen Situation erscheint es eher absurd, unerklärbar, falsch. Menschen, die in der Sozialen Arbeit tätig sind, sind eher darauf vorbereitet solche Situationen zu verstehen, als solche, die bibliothekarisch ausgebildet in der Bibliothek tätig sind. Will man aber verstehen wie Menschen in Armut die Bibliotheken nutzen (können), muss man solches Verhalten antizipieren und sich die Frage beantworten, ob man dieses Verhalten unterstützen sollte oder intervenieren, wobei wieder die Soziale Arbeit im Vorteil ist, da sie sich – mit unterschiedlichen Antworten – schon länger mit dieser Frage beschäftigt.

## Von den Irritationen zum Modell

Fassen wir kurz zusammen: Bibliotheken scheinen an sich der Idee zugeneigt, Menschen in Armut zu helfen, gleichzeitig scheint die Vorstellung, dass sie es tun, auch ausserhalb des Bibliothekswesens verbreitet zu sein. Aber ein genauerer Blick hinterlässt eher Irritationen. Nicht so schwere, als das am Willen des Bibliothekswesens gezweifelt werden müsste. Es gibt in diesem Zusammenhang nichts Skandalöses „aufzudecken“, sondern tatsächlich nur Irritationen zu benennen, die auftauchen, wenn man versucht, die grundsätzlichen Aussagen genauer auf die Praxis zu übertragen. Wie genau soll der „Zugang für alle“, der gerne betont wird, umgesetzt sein? (Muddiman et al. (2000)) Wie soll er den Menschen in Armut helfen? Das ist nicht genau zu bestimmen. Wo sind die Menschen in Armut in den Studien zu Bibliotheken, den bibliothekarischen Konzepten und den Berichten zur bibliothekarischen Arbeit? Sie sind kaum sichtbar. Wie lässt sich bibliothekarische Arbeit für Menschen in Armut gestalten, insbesondere in Kooperationen? Auch das lässt sich nicht so richtig klären, insbesondere, wenn man konkrete Kooperationsmöglichkeiten untersucht. Es ist nicht so, dass jemand versuchen würde, dass Thema zu unterdrücken oder zur Seite zu schieben, aber es scheint quasi zu zerfallen, wenn sich genauer mit ihm beschäftigt.

Was soll man tun? Das Thema einfach aufgeben wäre falsch. Es gibt Armut in unseren reichen Gesellschaften, das ist der unhintergehbare Skandal. Irgendetwas muss getan werden.

Hier, an dieser Stelle in diesem Buch, wird nun der Vorschlag unterbreitet, es mit Theorie zu versuchen. Einmal keine Strategie oder Best Practice-Sammlung oder Anwendungsforschung, wie sie

im Bibliothekswesen verbreitet sind, sondern ein Rückzug auf das, was Theorie – hier Sozialtheorie, Philosophie – am Besten kann: Begriffe fassen, die Realität erklären, Modelle liefern, die erklären, wie diese Realität funktioniert oder zumindest, wie man sich in ihr sinnvoll verhalten kann. Es ist eine der oft unterschätzten Stärken von Theorie, gerade dann, wenn die Lage unübersichtlich, die Realität überkomplex wird – oder es schwer zu ertragen ist, auf sie zu schauen, z.B. weil, wie beim Thema Armut, man ständig auf unnötig schlechte Situationen, in denen Menschen in unseren Gesellschaften leben, schauen würde –, diese Lage erklärbar zu machen und Möglichkeiten zum Handeln aufzuzeigen, die nicht nur in spontanen Reaktionen bestehen. Das ist etwas anderes, als eine Strategie zu erstellen. Es geht erst einmal darum, so weit zurückzutreten, dass man die Lage genauer, aber abstrakter, untersuchen kann. Aus diesem Zurücktreten folgt dann, Modelle zu entwickeln, die die Realität erklären können – also: Wie ist sie? Wie ist sie so geworden, wie sie ist? Wie funktioniert sie? Diese Modelle sind gut, wenn sie (a) konsistent sind, d.h. in sich selbst nicht widersprüchlich, was man überprüfen kann, indem man versucht, in ihnen Widersprüche zu entdecken, z.B. durch Gedankenexperimente (siehe weiter unten in diesem Kapitel), (b) die tatsächlich vorhandene Realität erklären können, was man prüfen kann, indem man versucht, tatsächliche Vorkommnisse, Dinge, Situationen mit ihnen zu erklären (wenn es klappt, sind die Modelle gut; wenn nicht, müssen sie angepasst werden) und (c) Vorhersagen ermöglichen, die dann tatsächlich eintreten, was man überprüfen kann, indem man solche Vorhersagen macht und ihr Eintreten / Nicht-Eintreten beobachtet.

Selbstverständlich: Alles mit Einschränkungen. Modelle erklären nur das, was sie beobachten und sollten nicht einfach auf andere Bereiche übertragen werden.<sup>25</sup> Theorieentwicklung als Selbstzweck kann zwar eine interessante Beschäftigung sein, aber am Ende sollte klar werden, was theoretische Modelle für die Praxis bedeuten, was sie aussagen.<sup>26</sup> Zudem kann Theorie über gesellschaftliche Fragen – und das ist Armut – nicht ein für alle mal „fertig“ werden. Solange man annimmt, dass sich die Gesellschaft verändert, muss man auch davon ausgehen, dass die Theorie sich mit ihr verändern muss, um die drei gerade genannten Kriterien erfüllen zu können.<sup>27</sup> Nicht zuletzt gibt es aktuell keine allgemein akzeptierte Theorie, welche die Entwicklung von Bibliotheken zu dem, wie und was sie jetzt sind oder das Verhalten, Denken etc. in ihnen beschreiben würde, schon gar nicht in Bezug auf Öffentliche Bibliotheken. Die Bibliothekswissenschaft, wenn sie sich überhaupt auf Theoriearbeit einlässt, borgt sich eher Theorien aus anderen Disziplinen und passt sie den jeweils eigenen Fragestellungen an. Auch wir werden dem in diesem Buch nicht entkommen können, sondern die gleiche Strategie – das „Borgen“ von Theorien aus anderen Disziplinen – ebenso anwenden müssen.

---

25 Wir leben bekanntlich in einer Zeit, in der genau das leider zu oft gemacht wird, wenn das Modell des Homo oeconomicus bzw. der „rational choice“ aus ihrem betriebswirtschaftlichen Kontext gelöst und auf alle möglichen Bereiche der Gesellschaft und des menschlichen Handelns übertragen wird.

26 Wobei die Schwierigkeit z.T. darin besteht, dass diese Aussagen oft anders sind, als einfach umzusetzende, klare Handlungsanweisungen, teilweise sogar die bisherige Praxis hinterfragen oder aber als wenig wirksam kennzeichnen können.

27 Meine marxistischen Freundinnen und Freunden holen an dieser Stelle Adornos „negative Dialektik“ hervor und verweisen auf folgendes Zitat: „Philosophie, die einmal überholt schien, erhält sich am Leben, weil der Augenblick ihrer Verwirklichung versäumt ward.“ (Adorno 1975:15) Das scheint mir etwas hoch gegriffen; bei Adorno ging es doch gleich um das grosse Ganze, der Selbstbefreiung der Menschheit. Dieses Buch zielt doch etwas tiefer.

Es gibt in der Literatur zur Armut eine ganze Reihe von Theorien, auf die verwiesen wird, teilweise gemeinsam, teilweise in Konkurrenz. Alle diese Theorie werden benutzt, weil sie zumindest in den Augen einiger Menschen erklären, was Armut ist, wie sie entsteht und zum Teil auch, was gegen sie getan werden kann. Können sie alle gelten? Bestimmt nicht; einige widersprechen sich diametral und jeder Versuch, dies einfach irgendwie auszugleichen, führt nur zu weiteren Widersprüchen. Man muss sich am Ende wieder anschauen, ob die Modelle überzeugen, stimmen oder zumindest stimmen können. Grundsätzlich scheint es eine gute Richtschnur zu sein, zu fragen, ob die „Anwendung“ der Theorien dazu führen würde, das es Menschen im Allgemeinen und Menschen in Armut im Speziellen besser gehen würde oder nicht, wenn sie umgesetzt würden. Selbstverständlich sollte das nicht alleine aus dem Bauch heraus entschieden werden – schon gar nicht in unserem „postfaktischem“ Zeitalter –, sondern mit der Realität abgeglichen und gegebenenfalls verändert werden. Aber es gibt einige Überlegungen, die sich sehr schnell als falsch herausstellen – immer dann, wenn „die Armen“ selber für ihre Armut verantwortlich gemacht und die Rolle der Gesellschaft an deren sozialer Stellung bestritten wird. Andere zielen ganz offensichtlich auf unterschiedliche Fragen ab. Beispielsweise haben Martha Nussbaum oder Amartya Sen das „gute Leben“ der Menschen (und was dieses „gute Leben“ verhindert) im Blick, während Neo-Marxistinnen und -Marxisten selbstverständlich die Ökonomie der Gesellschaft und deren armutsproduzierenden Effekte in den Mittelpunkt rücken, oder John Rawls, als Ethiker, das gesellschaftliche „Solten“. (Burzan 2011; Solga, Powell & Berger 2009; Schwinn 2007) Erstere Theorien (welche die Verantwortung auf „die Armen“

schieben) bestehen den grundsätzlichen Test in Humanität nicht: Sie werden das Leben von Menschen in Armut schlechter machen, falls ihnen gefolgt wird. Die anderen hingegen scheinen zumindest grundsätzlich bedenkenswert.<sup>28</sup>

Es gibt in theoretischen Debatten die Tendenz, eine Theorie als richtiger anzusehen als andere, und die anderen Theorien, die nicht ganz verworfen werden, als „überholt“ zu bezeichnen. Die bevorzugte Theorie sei jeweils – so die allgemeine Formulierung – „weiter“. Auf diese Debatten sollten wir uns an dieser Stelle nicht einlassen (zumal sie oft falsch sind und sich die Entwicklung des Denkens in einer sehr mechanischen, quasi in Versionsnummern – Theorie 1.0 schlechter als geupdatede Theorie 1.1, aufgehoben durch Theorie 2.0, die wieder von Theorie 3.2 usw. – zu beschreibende Reihenfolge vorstellen). Was benötigt wird, um zu bestimmen, was Bibliotheken im Bezug auf Armut und Menschen in Armut tun können, ist eine – oder mehrere – Theorien, die ein anwendungsreiches Wissen ermöglicht – ermöglichen –; am Besten intellektuelle Tools für die Arbeit von Bibliotheken und weitergehenden Planungen dieser Arbeit.

Es scheint, dass mit diesen Vorüberlegungen die theoretischen Grundlagen von John Rawls die nächstliegenden sind, auch weil er

---

28 Was nicht heisst, dass sie per se stimmen. Der Marxismus, umgesetzt von Lenin und ihn aufbauenden, kann dafür als geschichtliches Beispiel gelten: In vielen dieser Ausprägungen hat er das Leben der Menschen schlechter gemacht (wenn auch teilweise widersprüchlich: in Bezug auf die medizinische Versorgung z.T. besser, aber in Bezug auf die persönlichen Freiheiten schlechter). Das negiert aber die Fragen, die durch den Marxismus gestellt wurden und werden – In was für einer Gesellschaft leben wir eigentlich, die Armut und Reichtum, Ausbeutung und schlechtes Leben produziert? Wie funktioniert sie? Wie kann sie geändert werden, damit das Leben besser wird? – nicht.

direkt eine „Übersetzung“ seiner Theorie mitliefert.<sup>29</sup> Das mag nicht für immer gelten. Die theoretischen Diskussionen entwickeln sich, immer in Auseinandersetzungen mit anderen Theorie und der Realität, weiter. Es lohnt sich, immer wieder in sie hineinzuschauen.

John Rawls war liberaler Philosoph, der es in den 1970ern unternahm – als Professor in Harvard –, eine gesellschaftlich wirksame Ethik zu formulieren, welche Soziale Gerechtigkeit begründen können sollte. Dieser Versuch hat, neben zahlreicher Kritik, grosse Beachtung gefunden, auch weil er es ermöglicht, diese Soziale Gerechtigkeit von Fall zu Fall und auf der Basis jeweils gesellschaftlicher Debatten zu untersuchen und zu bestimmen. Immer unter der Voraussetzung, dass sie ehrlich angewandt wird. (Rawls 2014; Rawls 2006)

Rawls prüfte in diesem Rahmen zahlreiche in der Gesellschaft existierende Vorschläge, um Soziale Gerechtigkeit herzustellen; dabei kam z.B. der Marxismus – bestimmt ein wenig zur Irritation meiner marxistischen Freundinnen und Freunde – ganz gut weg, auch wenn Rawls ihm vorwirft, auf einer ökonomischen Basis zu verbleiben. Letztlich schliesst Rawls aber als Liberaler an der Überzeugung an, dass, wenn alle Menschen ehrlich und weitsich-

---

29 Meine marxistischen Freundinnen und Freunde protestieren sofort: Rawls war ein Liberaler und ein Ethiker, der sich wenig um die konkrete Veränderung der Gesellschaft gekümmert hätte, auch kaum erklärt hätte, warum die Gesellschaft so ist, wie sie ist, sondern eigentlich nur sagen würde, wie sie sein sollte. Das ist – wie wir gleich sehen werden – schon richtig. Eine Revolution ist mit Rawls nicht zu machen (höchstens ist die Notwendigkeit einer solchen zu begründen oder zu widerlegen). Aber ich verweise darauf, dass das auch gar nicht unser Ziel ist. Wir brauchen eher eine Theorie, die Werkzeuge für die bibliothekarische Arbeit in der aktuellen Gesellschaft zu Verfügung stellt. Das schafft aktuell, mit allen ihren Grenzen, die von Rawls besser, als andere.

tig – letzteres ist vielleicht nicht klassisch liberal – ihre Eigeninteressen verfolgen, die beste aller möglichen Gesellschaften entstehen kann. Voraussetzung dazu sei, dass diese Gesellschaft auf einer moralischen Basis, die beständig überprüft und angewandt wird, aufbaut. Das ist ein grosses Vertrauen, welches Rawls in die Menschen setzt (vielleicht war dazu die spezifische 70er Jahre-Aufbruchstimmung nötig). Aber Rawls war der Meinung, dass, wenn nur genügend Menschen eine moralische Basis bestimmen, sie mit dieser die existierende Gesellschaft bewerten und gegebenenfalls auf gut begründete Veränderungen drängen können. Man muss den letzten Schritt vielleicht gar nicht mitmachen. Grundsätzlich ist es auch interessant, dass Rawls ein Instrument verspricht, welches die (regelmässig zu aktualisierende) moralische Basis für eine sozial gerechte Gesellschaft formulierbar macht.

Dieses Instrument scheint, wieder in Bezug auf seine Grenzen reflektiert, geeignet, um zu bestimmen, was Bibliotheken in Bezug auf Armut machen können und tatsächlich machen. Dies heisst nicht, dass es nicht auch andere Instrumente geben könnte – wie gesagt, wäre es sinnvoll, auch diese zu einem anderen Zeitpunkt auf ihre Anwendbarkeit auf Bibliotheken hin zu prüfen. Dazu sollte das Bibliothekswesen in der Lage sein. Es scheint aber, dass das von Rawls am weitesten trägt und flexibel genug ist, um in sehr verschiedenen lokalen Umständen eingesetzt zu werden.

Im Folgenden wird zuerst dieses Instrument vorgestellt. (Unterkapitel „Der Schleier des Nicht-Wissens und die nicht-spielenden Personen“) Das ersetzt selbstverständlich nicht das Lesen der originalen Texte von Rawls (Rawls 2014; Rawls 2006) sowie der Reaktionen auf diese. (Vgl. u.a. Hildt 2016; Müller 2014; Geuss

2003) Anschliessend wird diskutiert, ob und wie es im Bibliotheksbereich angewandt werden kann. Dabei wird es notwendig sein, nicht nur die Irritationen vom Beginn dieses Buches im Kopf zu behalten, sondern auch zu sichten, was wir über Armut und Bibliotheken oder über Armut in der aktuell existierenden Gesellschaft tatsächlich wissen.

## Der Schleier des Nicht-Wissens und die nicht-spielenden Personen

Rawls war Ethiker und als solcher mit der Frage beschäftigt, was der Mensch oder die Gesellschaft tun soll, und zwar begründet – also nachvollziehbaren Grundsätzen folgend – tun soll. Das beinhaltet einen Glauben an die Kraft des besseren Arguments, aber keinen naiven. Im Rahmen der Fragestellung, wie die grösstmögliche soziale Gerechtigkeit für eine möglichst grosse Zahl von Menschen (im Idealfall alle) erreicht werden könne, schlug er ein Gedankenexperiment vor, mit dem bestimmt werden könnte, nach welchen Grundregeln eine Gesellschaft funktionieren soll, um sozial gerecht zu sein. Darum geht es: Um Grundregeln, die gut begründet aufgestellt, dann angewandt bzw. zur Überprüfung des Status Quo genutzt werden können. Diese Grundregeln nehmen und dann – in unserem Fall – in bibliothekarische Angebote, Aktivitäten, Infrastrukturen umzusetzen: Dass muss die Bibliothek anschliessend selber tun. Oder die Gesellschaft. (Eine ethische Gesellschaft würde sie umsetzen, aber auch in einer unethischen würden soziale Bewegungen auf die Einhaltung der Grundsätze pochen können.)

Ein solches Gedankenexperiment erklärt gar nicht, wie Armut in der Gesellschaft entsteht und bekämpft werden könnte, bemerken meine marxistischen Freundinnen und Freund zu Recht. Es erklärt nur, was die Menschen tun sollen und wie diese „Sollen“ gut begründet werden kann. Aber nochmal: Das Ziel hier ist nicht zu klären, wie Bibliotheken die Gesellschaft umbauen können, sondern wie sie innerhalb dieser Gesellschaft handeln können. Mehr ist leider erstmal nicht zu bieten. Aber auch das sollte nicht unterschätzt werden: Wenn man klären kann, was eigentlich sein sollte, kann man dem anschliessend die Realität gegenüberstellen, diese bewerten und darüber nachdenken, was an ihr verändert werden könnte, wenn sie nicht diesem „Sollen“ entspricht.<sup>30</sup>

Rawls nutzt ein Gedankenexperiment. Ein solches Vorgehen ist in der Philosophie nicht unüblich, sie beschäftigt sich ja mit dem Denken. Aber das heisst auch, dass wir alle diese Experimente nachvollziehen, reproduzieren können. In anderen Wissenschaften bräuchten wir dafür Labore oder müssten empirische Daten wälzen. In der Philosophie muss man (meistens) „nur“ ehrlich mitdenken.<sup>31</sup>

In Rawls Gedankenexperiment stellt man sich eine Gruppe von Menschen vor, die über die Regeln (also das „Sollen“) für eine sozial gerechte Welt entscheiden. Dieser Zustand wird bei Rawls

---

30 Ich verkürze hier. Ausgebildete Philosophinnen und Philosophen werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und alles genauer klären wollen – das haben sie dann mit meinen marxistischen Freundinnen und Freunden gemeinsam. Dieses Buch bezieht sich auf eine spezifische Frage – dafür wird alles drumherum etwas ungenau. Ich empfehle einfach, Rawls direkt zu lesen.

31 Auch wenn gerne mal andere Bilder für die Wissenschaften gebraucht werden, sollte man nicht vergessen, dass Wissenschaft ein methodengeleiteter Erkenntnisprozess ist, der grundsätzlich immer reproduziert und damit von anderen, als den konkreten Forschenden selber, nachvollzogen werden kann.

„Urzustand“ (original position) genannt, den es selbstverständlich nicht wirklich gibt und auch niemals gab. Aber es ist ein Gedankenexperiment und in diesem gilt der „Urzustand“ als Ort, wo über neue Regeln für das menschliche Zusammenleben entschieden wird, auf deren Basis dann quasi eine „sozial gerechte Welt“ neu gestartet werden könnte. Es gelten dabei wichtige Voraussetzungen.

- (a) Die Menschen, die da entscheiden, müssen nachher in der Welt leben, über die sie entscheiden. Sie entscheiden also nicht enthoben für andere, sondern für sich selber.
- (b) Es gibt bei Rawls einen „Schleier des Nichtwissens“ (veil of ignorance) genannten Zustand, in welchem sich diese Menschen befinden. Dies heisst, dass sie nicht wissen, in welcher Position sie später in dieser Welt leben werden, was bedeutsam ist, wenn sie über Fragen der (möglichen) Ungleichverteilung entscheiden. Ein Beispiel wäre die Frage, ob Menschen, die in arktischen Gegenden wohnen, in einer sozial gerechten Welt deshalb mehr Ressourcen zum Überleben erhalten sollten. Diese Entscheidung wird getroffen, ohne dass die Menschen wissen, wo sie selber leben werden, ob sie also von solchen Ressourcen profitieren würden, weil sie in arktischen Regionen wohnen werden oder aber davon profitieren würden, wenn diese Ressourcen nicht aufgebracht würden, weil sie selber zum Beispiel in der Karibik leben. Die Menschen wissen bei ihrer Entscheidung also, dass es Unterschiede gibt (hier: Unterschiede beim Wohnen in klimatisch unterschiedli-

chen Regionen), aber sie wissen nicht, wer sie selber sein werden.

- (c) Die Menschen sind in ihren Entscheidungen ehrlich und keine Spielerinnen oder Spieler, d.h. sie offenbaren einerseits ihre Annahmen, die sie zu bestimmten Entscheidungen motivieren, und setzen gleichzeitig nicht auf Risiko, also in unserem Beispiel befürworten sie nicht einfach möglichst viele Ressourcen für das Leben in arktischen Regionen, weil sie darauf wetten, das sie selber in diesen wohnen werden, sondern sie bedenken, was diese Entscheidung für oder gegen mehr Ressourcen für Menschen in unterschiedlichen Gegenden bedeuten würde und suchen dann nach der Entscheidung, die für möglichst alle – da sie sich in jeder denkbaren Position wiederfinden könnten und weil sie, das ist eine Grundannahme des (philosophischen) Liberalismus und damit auch des Liberalen Rawls, immer im ureigensten Interesse entscheiden würden – fair wäre. Nicht perfekt, aber fair. Diese Entscheidung gilt dann als Regel für eine sozial gerechte Welt, beziehungsweise: Aus dieser Entscheidung ergibt sich, wie in einer sozial gerechten Welt insgesamt gehandelt werden sollte.

Sicherlich kann man einiges an diesem Gedankenexperiment schwierig finden. Man muss darauf vertrauen, dass die Menschen, die es durchführen (also die, die es denken), ehrlich sind und sich auch eingestehen, wenn sie aus unbegründeten Annahmen heraus oder weil sie vergessen – gerade wenn es um Fragen geht, die sie direkt betreffen –, dass die Menschen im Gedankenexperiment un-

ter einem „Schleier des Nichtwissens“ agieren, aus ihrer tatsächlichen Identität und Position heraus entscheiden. Das scheint einer der schwierigsten Dinge zu sein, weil man z.B. während des Durchspielens des Gedankenexperiments merken könnte, dass man selber von Ungerechtigkeiten profitiert (oder auf einmal viel mehr Freiheiten hätte, wenn die Welt gerechter wäre, was auch einige Menschen ängstigt). Aber das ist bei Philosophie eigentlich immer so: Man vertraut darauf – gegen zahlreiche alltägliche Erfahrungen –, dass die Menschen ehrlich sind, grundsätzlich gewillt, gut zu sein und vor allem Argumentation zugänglich.

Man kann auch die Idee hinterfragen, dass Menschen im Urzustand immer nach den ureigensten Interessen handeln würden und nicht z.B. solidarisch nach den Interessen „der ganzen Menschheit“. Das ist eine Grundannahme des Liberalismus, die teilweise als „natürlich“ gilt, aber gegen die es immer wieder empirische oder anekdotische Einwände gibt.<sup>32</sup>

Zudem kann man immer fragen, ob es überhaupt möglich ist, Fragen so kontext- und geschichtslos zu stellen, dass sie im Urzustand entschieden werden können. Ist nicht jede Frage in einer bestimmten Richtung verschoben? Beispielsweise: Wenn man danach fragt, ob eine bestimmte Institution gerecht ist, spielt dann nicht immer mit hinein, ob diese Institution schon länger existiert (was darauf hindeutet, dass sie eine gesellschaftliche Aufgabe er-

---

32 Ganz abgesehen davon, dass Rawls alles nochmal schwieriger macht, indem er selber einige Richtlinien begründet, z.B. die, dass eine Intervention in die Gesellschaft immer den gerade Schwächsten am Meisten zugute kommen muss, aber nicht unbedingt direkt (z.B. mit mehr Geld), sondern auch indirekt (wo es schwierig wird, z.B. wenn jemand argumentiert, die Lockerung des Kündigungsschutzes würde zu mehr Arbeitsplätzen führen, vor allem für die Schwächsten; jemand anders aber, das genau andersherum nur ein starker Kündigungsschutz zu diesem Ergebnis führen würde).

füllt und auch heisst, dass man Erfahrungen über ihre Wirkung in die Entscheidung einbeziehen kann) oder sich (bislang) nur vorgestellt wird? Man könnte das – wie es Rawls versucht – durch grössere Abstraktion der Frage auszugleichen versuchen, aber das führt natürlich auch zu abstrakteren Antworten.

Gleichwohl – als Gegenargument – scheint, dass wir bislang kein besseres Instrument haben, um zu klären, wie eine sozial gerechte Welt aussehen soll. Dadurch, dass das Gedankenexperiment dazu zwingt, den Entscheidungsprozess offenzulegen, – da man nicht einfach sagen kann: ich denke das und das ist gerecht, sondern es aus dem Urzustand argumentativ herleiten und darlegen muss – werden diese impliziten Regeln klarer, nachvollziehbarer und vor allem auch mit Argumenten – und nicht so sehr mit Emotionen – begründ- und veränderbar.

Man muss sich bei diesem Instrument auch darüber im Klaren sein, dass die einmal aufgestellten Regeln nur für eine bestimmte Zeit gelten. Sie sind immer von den Fragen, die „vorgelegt“ werden, abhängig und diese wiederum sind von der jeweiligen Gesellschaft, deren Problemen und Möglichkeiten, in denen sie formuliert werden, geprägt. Je nachdem, was die Gesellschaft infrastrukturell kann, was als wichtig oder unwichtig, veränderbar oder unveränderbar angesehen wird, stellen sich neue Fragen. Vor einigen Jahrzehnten hätte man z.B. nicht fragen müssen, ob der Zugang zum Internet fair verteilt werden muss, weil es diese gar nicht gab. In der Hochzeit des direkt geäusserten Rassismus, als viele Menschen wirklich glaubten, dass Intelligenz, körperlichen Fähigkeiten etc. mit der Hautfarbe vor Menschen zu erklären wäre, hätte man vielleicht Fragen gestellt und Entscheidungen als „fair“ getroffen,

die man heute – wo vernünftige Menschen wissen, dass solche Ideen Unsinn sind – als absurd und ungerecht erkennen würde.<sup>33</sup> Aus gutem Grund. Insoweit: Auch mit Rawls ist man immer auf die Intelligenz der Gesellschaft angewiesen und muss bestimmte Fragen regelmässig neu vorlegen.

Und: Es ist auch immer wichtig, welche Fragen in diesem Gedankenexperiment vorlegt werden. Nur über die Fragen, die vorgelegt werden, kann – immer unter der Voraussetzung, dass sich aus der Entscheidung Regeln ableiten lassen und das die „Menschen im Urzustand“ unter einem „Schleier des Nichtwissens“ ehrlich und ohne zu wetten urteilen – entschieden werden und nur aus diesen Entscheidungen können Regeln für eine sozial gerechte Welt abgeleitet werden – oder, in unserem Fall, Regeln für eine sozial gerechte Bibliotheksarbeit. Das ist noch nicht das Gleiche, wie ein Bibliotheksarbeit, die versucht, für Menschen in Armut da zu sein (oder Armut zu bekämpfen); aber es ist ein Teil davon.

## Eine Entscheidung im Urzustand

Wenden wir dieses Modell der Entscheidungsfindung einmal an, vielleicht gleich mit einer Grundfrage dieses Buches: *Sollten Bibliotheken sich gesondert für Menschen in Armut engagieren?* Wenn wir diese Frage mit „Nein“ beantworten, dann erklären sich vielleicht die ganzen Irritationen am Anfang des Buches einfach daraus, dass wir etwas Falsches erwartet haben. Wenn wir sie mit „Ja“ beantworten, dann erscheinen sie weiterhin irritierend.

---

33 Die Apartheid wurde z.B. auch als „fair“ bezeichnet, weil angeblich Menschen nach Hautfarbe in Gruppen einzuteilen und dann für „ihre Gruppen“ verantwortlich zu machen, für alle fair gewesen wäre.

Damit sie im Gedankenexperiment beantwortet werden kann, muss die Frage so umformuliert werden, dass sie abstrakt genug für eine Entscheidung ist, aber auch konkret genug, damit die Entscheidung etwas aussagt.

Wir müssen zuerst davon ausgehen, dass den Menschen im Urzustand klar ist, dass es in der Gesellschaft, über die sie entscheiden, Armut – also zumindest strukturell unterschiedliche soziale und ökonomische Positionen, die Menschen in ihr haben – gibt. Die Menschen im Urzustand müssen immer über die vorgelegte Frage entscheiden und können nicht z.B. sagen: Stopp. Warum gibt es Armut in dieser Gesellschaft? Können wir das nicht ändern? Das wäre eine andere Fragestellung. Die Menschen im Urzustand eröffnen keine neuen Fragestellungen, sondern tauschen Argumente in Bezug auf die vorgelegte Frage aus.

Des Weiteren müssen wir davon ausgehen, dass die Menschen im Urzustand wissen, was eine Bibliothek ist und wie sie grundsätzlich organisiert wird. Das genau zu bestimmen ist schon für Bibliotheken selber schwierig (man denke nur an die regelmässig neu begonnenen Berufsbilddiskussionen). Was können wir also bei anderen Menschen, die nicht bibliothekarisch engagiert sind, an Wissen über Bibliotheken voraussetzen? Vielleicht soviel:

- Bibliotheken sind von der Allgemeinheit getragene Einrichtungen, die allen Menschen offen stehen.
- Bibliotheken bieten Medien und Räume zur Nutzung von Medien an. (Wir müssen nicht, wie das manchmal in den Diskussionen über das Bild der Bibliotheken in der Gesellschaft gemacht wird, davon ausgehen, dass die Men-

schen im Urzustand glauben, dass Bibliotheken noch wie in den 1950ern funktionieren. Zweifellos wissen sie von unterschiedlichen Medienformen, Arbeitsplätzen, Freihandaufstellung, Kinderabteilungen, Cafés, Veranstaltungen in der Bibliothek etc.)

- Bibliotheken haben einen manchmal etwas altbackenen oder langweiligen, aber doch grundsätzlich sehr guten Ruf in der Bevölkerung. Das es sie gibt und dass Menschen sie mit Vorteil nutzen, ist allgemein akzeptiert. Auch, dass sie „irgendwie“ mit Bildung zu tun haben.

Vielmehr wird nicht vorauszusetzen sein. Wir könnten bestimmte Informationen zu unserer Frage beifügen. Die aber, so ist am Anfang des Buches klargeworden, haben wir fast nicht. Wir haben ein paar Hinweise, dass Menschen in Armut eher bei der Nutzung von Bibliotheken unterrepräsentiert sind, aber genau können wir das nicht sagen.

Aus anderen Bereichen können wir vielleicht Hinweise zusammentragen, warum Menschen in Armut das Angebot von Bibliotheken weniger oft nutzen. Voigtländer (2015) nennt in seiner Arbeit, die sich eigentlich um die Frage dreht, warum sich Menschen in Armut (in Deutschland) zivilgesellschaftlich engagieren, zu Beginn Faktoren, die dazu beitragen, dass es die meisten Menschen in Armut gerade nicht tun (weit mehr als Menschen aus anderen sozialen Schichten, vgl. auch Meusel (2016); Freitag (2016)).

- (1) Schlechte materielle Ressourcenbasis – beim Engagement z.B. die Essen mit den anderen Vereinsmitgliedern, die nicht zu finanzieren sind oder Fahrten zu Parteitag.
- (2) „[D]ie schwache Eingliederung in die Kommunikationsstrukturen *mächtiger kollektiver Akteure*“ (Voigtländer 2015:53).
- (3) Schrumpfende Gestaltungsspielräume, z.B. weil sich Menschen in Armut „auf den familiären, privaten oder nachbarschaftlichen Nahbereich [zurück beziehen]“ (Voigtländer 2015:22), da dieser eher zu handhaben und auf ihn ein wirksamer Einfluss zu nehmen ist.
- (4) Die – über einen historischen Zeitverlauf seit den 1970ern gesehen – „zunehmenden Einschnitte in die soziale Sicherung“ (Voigtländer 2015:53).
- (5) Die, aufgrund der grossen Anzahl von Menschen in Armut, geringe kollektive Identität – also gemeinsam geteilten gesellschaftlichen Vorstellungen und Ziele.

Lässt sich daraus etwas für die – vermutete – geringere Bibliotheksnutzung durch Menschen in Armut übertragen? Benötigen Menschen in Armut z.B. materielle Ressourcen, um die Bibliotheken richtig zu nutzen? In Analogie zu Voigtländers Feststellungen muss man da vielleicht unterscheiden: In die Bibliothek gehen, etwas ausleihen, wieder gehen (oder zur Vereinssitzung kommen, abstimmen, wieder gehen) – dafür braucht es nicht unbedingt materielle Ressourcen. Die Fahrt muss finanziert werden, wenn die Bibliothek (die Vereinssitzung) nicht fussläufig zu erreichen ist, die Jahresgebühr (Vereinsmitgliederschaft) muss finanziert sein.

Dies sind Kosten, die bei geringen Ressourcen relevant werden können, aber vielleicht noch zu tragen sind (und abzufedern, z.B. durch Sozialtickets im ÖPNV, Fahrkostenerstattung von Vereinen oder ermässigten bzw. keinen Gebühren). Aber ist das schon eine „richtige“ Nutzung – im Sinne von vollständig die Möglichkeiten der Bibliothek (des Vereins) nutzen? Zum einen sind die potentiellen Kosten für eine Bibliotheksbenutzung durch eventuell anfallende Überziehungsgebühren oder gar Forderungen nach Ersatz von Medien höher. Zum anderen gibt es eventuell versteckte Kosten, wie auch bei Vereinen, wo die Vereinsversammlung zwingend vorgeschrieben ist, aber die regelmässigen gemeinsamen Treffen in Restaurants, Bars, beim Grillen etc. indirekt dazugehören und Kosten verursachen, die Menschen mit ausreichend Mitteln als normale Ausgaben im Alltag verstehen, aber Menschen ohne ausreichende Mittel nicht tragen können und deshalb (ungewollt) zumindest aus Teilen des Vereinslebens ausgeschlossen werden. Trifft das auch auf Bibliotheken zu? Das kommt darauf an, wie man „richtige Bibliotheksbenutzung“ versteht.

Wie gesagt: Einfach kommen, ein Medium ausleihen, wieder gehen, hat wohl keine gesonderten, indirekten Kosten. Aber: (a) Ist das wirklich so? Ist nicht vielleicht für Familien / Erziehungsnetzwerke mit kleinen Kindern der Besuch der Bibliothek ein Ausflug, der zumindest bei einigen mit weiteren Kosten für Eis oder Imbiss auf dem Weg verbunden ist? Wissen wir das? (b) Ist das die gesamte Nutzung von Bibliotheken? Selbstverständlich nicht. Sonst würden Bibliotheken nicht Lernzonen und Makerspaces und Bibliotheks-Cafés etc. bauen und sich mehr und mehr als „Landschaften“ verstehen, in denen sich länger aufgehalten werden soll. Bibliotheken wollen heute, dass Menschen länger bleiben; und das

funktioniert ja auch oft. Aber dieses „länger bleiben“ kann Kosten haben, die wieder als alltäglich durchgehen, wenn man sich ökonomisch nicht so sehr Gedanken machen muss, aber die auffällig werden, wenn man wenig Geld zur Verfügung hat. Der Kaffee alle paar Stunden, das Wasser oder Sandwich, all das ist heute zumindest in grösseren Bibliotheken vor Ort zu haben, manchmal zu geringen Preisen, manchmal zu hohen. Und sicher: Darauf muss man nicht zurückgreifen, aber wenn es viele tun, wird es zum sozialen Mass und Normalfall, der z.B. in Lerngruppen oder Gruppen im Makerspace erwartet wird. Insoweit mag es – wenn auch indirekt, ungewollt, in geringem Ausmass – einen ähnlichen Effekt, wie ihn Voigtländer (2015) für Vereine beschreibt, auch in der Bibliotheksnutzung geben, insbesondere durch bei neueren Entwicklungen in Öffentlichen Bibliotheken.<sup>34</sup>

Der zweite Faktor, den Voigtländer nennt – die geringe Einbindung in Kommunikationsprozesse wichtiger Akteurinnen und Akteure – ist eventuell auch, aber wieder im kleineren Rahmen, in Bibliotheken gegeben. Bei Voigtländer geht es um Parteien, Gewerkschaften, Ämter, Bürokratien, meinungsbildende Prozesse, die über Menschen in Armut reden, entscheiden, sich für oder gegen sie einsetzen und vor allem den Fakt, dass dies geschieht, ohne das

---

34 Es gibt einen Text, welcher das tatsächlich am Rande thematisiert und zwar für den Makerspace „The Edge“ in Brisbane, Australien. Mark Bilandzic (2016:173ff.) untersuchte eigentlich das „soziale Lernen“ in diesem grossen Makerspace in der State Library, insbesondere in der Gruppe, die sich wöchentlich in einem „Hack the Edge“-Event trifft und gemeinsam an Projekten arbeitet. Der Grossteil der Aktivität wird in The Edge durchgeführt, aber wenn die Bibliothek schliesst, zieht die Gruppe oft gemeinsam weiter, vor allem in eine Bar um die Ecke. Teile der Gruppe können sich nicht oft leisten, dort mitzukommen, weil es zu teuer ist; aber gleichzeitig findet ein Teil der wichtigen Gespräche, Lernerfahrungen, Reflexionen und Gruppenbildungsprozesse dort, bei Bier und Burger, statt.

Menschen in Armut mitreden (oder davon erfahren). Dies im Gegensatz zu Menschen in anderen sozialen Schichten, die eher in den Kommunikationsnetzwerken eingebunden sind. Wer z.B. wenig über Entscheidungen weiss, die über einen / eine getroffen werden oder Diskurse, die einen / eine betreffen, nicht kennt oder nicht beeinflussen kann, wird offenbar weniger und seltener aktiv. Gilt das auch für die Bibliothek? Das ist wieder nicht einfach zu sagen. Es gibt die Vermutung, dass Menschen die Bibliothek zum Teil nicht nutzen würden, weil sie nicht wissen, was diese bietet, zum Teil weil sie es nie „gelernt“ hätten – hieraus motivieren sich viele Angebote, die versuchen, alle Schulkinder einer Gemeinde, Stadt etc. in die Bibliothek einzuführen –, teilweise, weil sie falsche Vorstellungen davon hätten, wie eine Bibliothek funktioniert, z.B. veraltete oder solche, welche die Bibliothek nicht als offene Einrichtung, sondern eher als einen weiteren Ort, welcher der Trias von Schule-Ämtern-Polizei zuzuordnen wäre, verstehen (Merklen 2013). Zudem gibt es die Vermutung, Menschen würden die Bibliothek zum Teil nicht nutzen, weil sie das Gefühl hätten, diese „wäre nichts für sie“. Das sind alles Vermutungen, die aber darauf hindeuten, dass sich Menschen in Armut, ebenso wie beim Thema des zivilgesellschaftlichen Engagements bei Voigtländer (2015), in Bibliotheken als ausgeschlossen aus Kommunikationsnetzwerken ansehen könnten.

Der dritte von Voigtländer genannte Faktor – die schrumpfenden Gestaltungsspielräume von Menschen in Armut – wird ähnlich zutreffen. Wenn Menschen sich auf die von ihnen als (noch) kontrollierbar wahrgenommenen Räume zurückziehen, kann auch die Bibliothek aus diesen Räumen herausfallen. Sicherlich wäre ein Argument, dass die Bibliothek durch ihre offenen Strukturen

und seit Jahrzehnten immer weiter zurückgenommenen Regeln eigentlich gerade so einen Ort ausserhalb von familiären oder anderen „engen“ Netzwerken darstellt, der als „selbst kontrollierbar“ verstanden werden kann.<sup>35</sup> Aber nur, weil die Bibliotheken sich als solche offenen Räume verstehen, heisst das noch nicht, dass sie wirklich so funktionieren oder von Menschen in Armut so wahrgenommen werden – und zwar auch aufgrund der sozialen Unsicherheit, die sich aus der Situation der Armut ergibt.

Der vierte Faktor – der Umbau der sozialen Sicherungssysteme, der über die Zeit in allen deutschsprachigen Staaten<sup>36</sup> mit einem Abbau der Leistungen und einer Erhöhung der sozialen

---

35 Wieder gibt es einen eher abseitigen Hinweis darauf, dass dies zutreffen könnte. Sam Zager, Amy Haskins, Katherine Maland und Christina Holt (2013) untersuchten in einer US-amerikanischen Stadt den möglichen Zusammenhang zwischen Bibliotheksnutzung und Kliniknutzung, um Hinweise darauf zu suchen, ob die Bibliotheksnutzung einen – im besten Fall positiven – Einfluss auf die Rekovalenz der Menschen in der Klinik hatte. Die Zusammenhänge waren schwach und nicht signifikant, nur bei zwei Kriterien näherten sie sich der Signifikanz an: Raucherinnen und Raucher scheinen weniger oft in die Bibliothek zu kommen und Menschen mit Phasen der klinisch behandelten Depression nutzen die Bibliotheken öfter, allerdings nicht während ihrer Behandlungsphase. Dies kann man vorsichtig dahingehend interpretieren, dass Menschen mit Depressionen die Bibliotheksbesuche als Form der Selbstmedikamentation nutzen, weil sie relativ leicht zugängliche Räume mit relativ wenig Anforderungen, aber doch gleichzeitig „draussen“ und „unter Menschen“ darstellen. Wie gesagt: Eine recht gewagte Interpretation. Menschen in Armut lassen sich auch nicht gleichsetzen mit Menschen, die unter Depression leiden. Das eine ist eine soziale Position, das andere eine Krankheit. Aber: Falls es stimmt, dass Bibliotheken als Ort ausserhalb des total gewohnten – z.B die eigene Wohnung – Rahmens mit Strukturen, aber wenig Regeln, funktioniert, gilt das vielleicht auch für Menschen, die aufgrund ihrer sozialen Situation sich eher auf „kontrollierbare“ Räume und Strukturen beschränken. (Vgl. auch Buchanan & Tuckermann 2016)

36 Vielleicht mit der historischen Ausnahme der DDR, die es nicht mehr gibt, die aber, neben dem politischen, ebenso einen grossen sozialen Druck auf Menschen in Armut ausübte, auch weil in ihr Armut und Erwerbslosigkeit eigentlich gar nicht vorgesehen waren.

Kontrollen durch Ämter etc. einherging und damit Menschen in Armut immer weiter von der sozialen Situation entfernte, die in der jeweiligen Gesellschaft Durchschnitt ist (Neumann 2016; Schuwey & Knöpfel 2014; Butterwegge 2009) – wird auch in die Nutzung von Bibliotheken hineinwirken. Aber wie, vor allem im Bezug auf unserer Aufgabe, Aussagen für eine Entscheidung im Urzustand vorzulegen? Das scheint nicht wirklich bestimmbar. Die Bibliothek ist kein Amt, auch eher nur indirekt Teil des Sozialsystems, ihre Leistungen werden in den letzten Jahren nicht systematisch (also für eine grosse Gruppe geltend, wie das z.B. bei der Einführung von Hartz IV der Fall war) abgebaut. Es scheint nicht, als könnte man das auf unsere Frage übertragen.

Auch der fünfte Faktor – die geringe gemeinsame Identität, die für die Frage des politischen Engagements, das halt auch immer ein Engagement für oder gegen etwas sein kann, wichtig ist – müssen wir wohl übergehen. Wie wir bei den Irritationen am Beginn dieses Buches gesehen haben, fällt es schwer zu bestimmen, was Menschen in Armut in der Bibliothek tun wollen, können etc. Offenbar gibt es in diesem Zusammenhang keine Gemeinsamkeit, auf die in Bezug auf unsere Frage verwiesen werden könnte.

Nehmen wir, um die Diskussion hier nicht zu überdehnen, diese Faktoren als Hinweise und stellen die Frage in unserem Gedankenexperiment erneut:

*Sollten Bibliotheken in einer sozial gerechten Welt sich gesondert darum bemühen, dass Menschen in Armut ihre Angebote nutzen, wenn davon ausgegangen werden kann, dass (a) Bibliotheken steuerfinanziert und allen zugänglich sind, (b) das zumin-*

*dest bestimmte Nutzungsformen von Bibliotheken finanzielle Aufwendungen bedeuten, die für Menschen in Armut „spürbar“ sind, für andere Menschen eher nicht, (c) sie eventuell weniger in Kommunikationsnetzwerke eingebunden sind, die über die Möglichkeiten der Bibliotheksnutzung informieren, als andere Menschen, (d) sie sich tendenziell eher auf von ihnen als „kontrollierbar“ wahrgenommene Räume und Zusammenhänge zurückziehen, als andere Menschen?*

Zur Erinnerung: Die Menschen im Urzustand treffen eine Entscheidung über eine Regel für die Welt, in der sie dann leben sollen, ohne zu wissen, in welcher Position – in diesem Fall arm und nicht arm – sie dann sein werden und das, ohne zu „wetten“. Wie würden sie sich entscheiden?

Sie würden abwägen zwischen dem Fakt, dass alle gemeinsam die Bibliothek finanzieren und sie für alle offenstehen soll auf der einen Seite und der Vermutung über Barrieren zu ihrer Nutzung für Menschen in Armut auf der anderen Seite. Der Punkt mit dem „offen für alle“ gilt in zwei Richtungen: Es ist klar, dass „offen für alle“ selbstverständlich auch heisst, für Menschen in Armut. Aber die Frage wäre, ob eine gesonderte Bemühung um diese Gruppe andere Menschen benachteiligen könnte. Da die Menschen im Urzustand nicht wissen, welche Situation sie selber in der Welt, über deren Regeln sie bestimmen, innehaben werden, versuchen sie, auch tatsächlich an alle zu denken. Grundsätzlich, solange andere Bemühungen und Angebote nicht eingeschränkt werden, wäre aber nicht klar, wie ein solches Bemühen Menschen, die sich nicht in

Armut befänden, beeinflussen würde. Die Bibliothek wird vielleicht voller, dafür aber auch sozial bunter, was zu mehr sozialer Erfahrung und Toleranz führen könnte, wovon alle Menschen profitieren könnten. Gleichzeitig würden die Menschen im Urzustand darauf hinweisen, wie viel Spekulation unsere Frage beinhaltet. Es wäre viel einfacher zu entscheiden, wenn es nicht „Hinweise darauf“ oder „vielleicht“ heissen würde. Das bleibt ein Schwachpunkt unserer Darstellung.

Schliesslich aber würden die Menschen im Urzustand – die nicht wissen, ob sie arm oder reich wären – entscheiden, dass, wenn es so ist, dass Menschen in Armut zwar nicht aktiv davon abgehalten werden, die Bibliotheken zu nutzen, aber doch durch gewisse Faktoren mehr daran gehindert werden als andere, *es sich aus dem Anspruch der Bibliotheken, für alle da zu sein, ergibt, dass es in einer sozial gerechten Welt richtig wäre, wenn sie sich verstärkt um Menschen in Armut bemühen würden, solange dies nicht die Nutzung der Bibliothek für andere einschränkt.*

Diesen Spruch können wir als Richtlinie für sozial gerechtes Verhalten von Bibliotheken annehmen, aber es lässt uns auch mit neuen Aufgaben zurück: Wir hätten viel lieber geklärtes Wissen und Daten vorgelegt und mit diesen argumentiert, als mit Vermutungen. Gut wäre es wohl, in Zukunft erst dieses Wissen zu erarbeiten und dann erst im Urzustand „vorzulegen“, d.h. im Gedankenexperiment zu prüfen. Zudem liegt die Umsetzung der Richtlinie wieder in unserer Hand: „Bemühen“. Was heisst das? (Wir würden uns sicherlich an unseren Vermutungen über die Faktoren, die Menschen in Armut von der Bibliotheksnutzung abhalten, leiten lassen und versuchen, an diesen arbeiten.) Und auch die Forde-

rung, dass es „die Nutzung der Menschen nicht negativ beeinflusst“, ist nicht einfach zu befolgen. Wie soll man das feststellen? Darum werden wir uns, als Bibliothekswesen, wohl auch nach dem Gedankenexperiment noch zu kümmern haben.

## Überlegungen zum Gedankenexperiment

Nach der ersten Durchführung des Gedankenexperiments können wir kurz zusammenfassen, was es uns gezeigt hat:

- Es liefert uns eine begründete Richtschnur für das Handeln von Bibliotheken, wenn sie als sozial gerecht gelten wollen bzw. sollen. Mit dieser Norm können wir versuchen, die tatsächliche Arbeit von Bibliotheken zu planen, zu analysieren und auch, falls sie falsch ist, zu kritisieren. Insbesondere, wenn man nicht nur eine, sondern ein System aus begründeten Normen hat, sollte man damit auch ein Instrumentarium haben, um die Arbeit von Bibliotheken bewerten zu können. Das wäre dann schon eine Modell in dem Sinne, dass man davon ausgeht, dass wenn (a) Bibliotheken diesem Set aus begründeten Normen folgen, sie (b) eine sozial gerechte Arbeit leisten und auch sozial gerecht wirken würden.
- Diese begründete Norm und der Fakt, dass wir zeigen können, wie wir auf sie kommen, sollte es auch ermöglichen, Diskussionen darüber, was ist und was in Bezug auf Armut und Bibliotheken sein soll, unaufgeregt führen zu können. Wir können das Experiment immer wieder durchführen, gemeinsam, und zwingen uns damit dazu, klarzu-

stellen, was unsere – dann überprüfbareren – Grundannahmen sind.

- Wir haben auch gemerkt, was wir alles nicht wissen: Als eine Schritt dahin, verstehen zu wollen, wie Bibliotheken für Menschen in Armut wirken (können) ist das gut. Wir wissen besser, wonach zu schauen bzw. zu forschen wäre, welche Daten zu erheben, welche Experimente durchgeführt werden müssten, um mehr zu wissen.
- Was eine Norm dieser Art nicht tut, ist zu erklären, warum die Dinge so sind, wie sie sind; warum Bibliotheken so oder so wirken. Wir können sagen, was sie tun sollten, vielleicht auch noch schauen, warum bestimmte falsche Annahmen gemacht werden. Das ist nicht Nichts, aber bestimmt nicht alles, was möglich wäre. Um von diesem Punkt aus weiterzugehen, bedarf es aber wohl anderer Methoden als dem Gedankenexperiment, wie wir es genutzt haben.

Die erste Durchführung des Gedankenexperiments hat gezeigt, dass ein besser begründetes Set an Richtlinien erreicht werden kann, wenn wir die Fragen besser begründen können, d.h. sie auf mehr Wissen aufbauen. Im nächsten Abschnitt dieses Buches werden wir das versuchen. Nicht sofort neue Richtlinien „erfragen“, sondern (a) erst das Wissen über Menschen in Armut und Bibliotheken (oder ähnliche Einrichtungen) sichten, (Kapitel „Was wissen wir tatsächlich über Menschen in Armut und Bibliotheken?“ ) (b) dann dieses Wissen nutzen, um ein System von Richtlinien für sozial gerechtes Handeln von Bibliotheken für und gegenüber Menschen in Armut mit weiteren Gedankenexperimenten auf der

Basis dieses Wissens erstellen (Kapitel „Vorarbeiten für ein Modell: Fragen im Urzustand“) und (c) uns dann mit diesem Set an Normen der bibliothekarischen Praxis widmen und schauen, wie diese tatsächlich ist oder zumindest sein könnte. (Kapitel „Einige Hinweise für die bibliothekarische Arbeit“)

## **Was wissen wir tatsächlich über Menschen in Armut und Bibliotheken?**

Im Folgenden werden wir durchgehen, über welches Wissen zu Menschen in Armut in Bezug auf Bibliotheken wir eigentlich verfügen, um darauf aufbauend dann weitere Fragen für unser Gedankenexperiment zu formulieren und damit ein eher abgesichertes, begründetes System an Normen für sozial gerecht handelnde und wirkende Bibliotheken zu formulieren. Mit diesem System lässt sich wohl besser bestimmen, wie Bibliotheken heute wirken und was sie in Bezug auf Armut tun könnten. Eventuell klären sich so auch einige unserer anfänglichen Irritationen.

Gleichwohl werden wir hierbei sehr viel ableiten müssen. Wie schon erwähnt, kommen Menschen in Armut in der Bibliotheksfor- schung kaum vor. Die wenigen Texte, die sich direkt zum Thema äussern, sind schnell zusammengetragen. (Paugam & Giorgetti 2013; Pateman & Williment 2012; Holt & Holt 2010; Pateman & Vincent 2010; Chambon 2010; Villate & Vosgin 2009; Muddiman et al. 2000) Aber in angrenzenden Feldern gibt es viel mehr For- schung zur Situation dieser Menschen. Deren Ergebnisse werden wir kaum direkt auf Bibliotheken übertragen, aber aus ihnen doch einige gut begründete Vermutungen ableiten können. Wenn z.B. über das bürgerschaftliche Engagement von Menschen in Armut in Deutschland geforscht wird (Klatt & Walter 2011; oder, wie weiter oben schon ausführlicher genutzt, Voigtländer 2015; Meusel 2016), geht es zwar nicht um Bibliotheken, aber es geht um die gleichen Menschen in einer der Gesellschaften, die uns interessie-

ren. Wenn diese sich z.B. – wie dargestellt – im Bezug auf dieses Engagement dahingehend äussern, dass sie sich eher auf ihren persönlichen und örtlichen Nahbereich beschränken, können wir mit einigem Recht vermuten, dass dies auch in Bezug auf Bibliotheken gilt.

## Auswirkungen von Armut

Armut haben wir bislang, nicht zu Unrecht, hauptsächlich als längerfristigen ökonomischen Mangelzustand definiert. Menschen leben in Armut, wenn sie über einen längeren Zeitraum – teilweise ihr ganzes Leben über – unterdurchschnittlich wenig Geld zur Verfügung haben. Aber selbstverständlich ist das zu einfach. Wäre es so simpel, liesse sich das Problem tatsächlich mit einer einfachen Umverteilung von Reichtum, z.B. über den Sozialstaat, erreichen. Es gibt aber genügend Nachweise dazu, dass Armut weit mehr Einfluss auf das Leben und die Chancen von Menschen hat, zumeist negativen. Das Leben in Armut führt dazu, dass es Menschen kontinuierlich schlechter geht, als es normal wäre – aufgrund von strukturellen Problemen und deren Auswirkungen z.B. auf die Gesundheit – und das sich die Lebenswelten unterschiedlicher sozialer Schichten in unseren Gesellschaften immer weiter voneinander abschliessen.

Kaya, Stangh & Juntune (2016) zeigen zum Beispiel, dass das Leben in Armut einen negativen Einfluss auf die verbalen Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen hat. Das ist keine neue Erkenntnis, sondern eine, die sich immer wieder bestätigt: Personen aus einer sozial niedrigeren Schicht haben im Durchschnitt – also selbstverständlich mit Ausnahmen – einen geringen Wortschatz

und oft auch eine weniger komplexe Sprache. (Kaya, Stough & Juntune 2016; Block 2015; Vandrick 2014; Buckingham, Beaman & Wheldall 2013; in den 1970er Jahren wurde dieser Zusammenhang noch weit konkreter untersucht, ohne das ersichtlich wäre, warum er heute nicht mehr thematisiert wird, siehe z.B. Wulf 1981) Wie gesagt, es gibt Ausnahmen, sowohl Einzelpersonen als auch z.B. Subkulturen, die eigene Sprachen kreieren. Gerade im globalen Rahmen gibt es auch immer wieder Menschen in Armut, die eigene Sprachen ausprägen. Aber die verbalen Fähigkeiten, die in der Gesellschaft „zählen“, sind bei Menschen in Armut eingeschränkt. Nicht, weil sie schlechte Menschen wären, sondern weil ihre soziale Situation dazu beiträgt. Kaya, Stangh & Juntune (2016) kritisieren in diesem Zusammenhang, dass Schulprogramme, die von der Gesellschaft absehen und vor allem „begabte Kinder“ fördern, diese Tendenz verstärken, da sie oft „Begabung“ mit verbalen Fähigkeiten gleichsetzen und somit gerade Kinder fördern, die nicht in Armut leben – und deshalb eigentlich keiner besonderen Förderung bedürfen würden.

Wieso das so ist, ist eine in der Soziolinguistik und Soziologie besprochene Problematik. (Block 2015; Vandrick 2014; Buckingham, Beaman & Wheldall 2013) Offensichtlich haben Möglichkeiten und Anregungen zum Üben von Sprache eine Bedeutung, zudem die sozialen Rollen, in denen sich Kinder, Jugendlichen und Erwachsene befinden und in denen sie kommunizieren, zudem gesellschaftliche Haltungen gegenüber Menschen in sozial schwachen Positionen etc. Für Bibliotheken ist aber erst einmal relevant – da sie mit Sprache und Literatur arbeiten –, dass sie also eigentlich Möglichkeiten zum Umgang mit Sprache liefern wollen. Was heisst das dann? Sollen Bibliotheken zur „Nachbildung“ – also

nach dem Abschluss der Schulbildung etc. – von verbalen Fähigkeiten beitragen? Wofür genau? Führt das zu individuellen Aufstiegen von Menschen in Armut aus dieser Armut hinaus? Zu einer besseren Wahrnehmung von Literatur? Soll sie sich gegen diesen Zusammenhang stellen und Literatur und Sprache propagieren, die in Bezug auf den genutzten Wortschatz nicht dem gesellschaftlichen Standard entspricht? Bei literarischen Avantgarden ist dies normal, aber was ist mit den sprachlichen Fähigkeiten von Menschen in Armut? Soll man einfach Literatur zur Verfügung stellen und hoffen, dass das Möglichkeiten zum Ausprägen von verbalen Fähigkeiten eröffnet? Oder sollen Bibliotheken Angebote machen, die sich gar nicht so sehr auf Sprache beziehen?

Ein Aufwachsen in Armut ist oft auch mit weniger Begeisterung für Sport, für „gesundes Leben“ oder auch einem negativen Selbstbild verbunden – immer wieder mit individuellen Ausnahmen. (Padrovskaja & Anishkin 2012; Smyth & Weigly 2013) Die Hinweise auf diesen Zusammenhang sind vielfältig: Armut scheint selbst dann noch Einfluss auf die Lebensgestaltung von Menschen zu haben, wenn sie aus ihr „ausgestiegen“ sind.<sup>37</sup> Gleichzeitig zeigt dieser Zusammenhang, wie sehr „Armut“ ein Verhältnis ist: Was heisst denn „gesundes Leben“, „normales Interesse an sportlicher Betätigung“, „normales, nicht-negatives Selbstbild“ etc.? Wer definiert es? „Die Gesellschaft“? Ärztinnen und Ärzte? Der gesunde Menschenverstand (was ist das)? Wie auch immer man das beantwortet, eines ist klar: es geht z.T. um die Definitionsmacht darüber,

---

37 Dies gilt nicht nur in diese eine Richtung, werfen meine marxistischen Freundinnen und Freunde ein. Vielmehr wird jede ökonomische Situation das Leben von Menschen prägen, auch z.B. ein Aufwachsen in Reichtum oder sozialer Sicherheit; selber wenn sie später im Leben in einer anderen sozialen Situation leben werden.

was „normal“ ist und um sich veränderndes, gesellschaftlich geteiltes Wissen. Eine soziale Schicht, nämlich die Menschen in Armut, hat diese Definitionsmacht quasi nicht, sondern verhält sich der Meinung der Gesamtgesellschaft entsprechend fast immer „falsch“.

Für Bibliotheken stellt sich wieder die Frage, was das für sie heißen kann. Sollen sie „dagegen wirken“, z.B. mit Werbung für gesundes Leben? Sollten sie sich auf Menschen einstellen, die in der Vergangenheit Armut erfahren haben und z.B. gerade akzeptieren, das diese vielleicht weniger Interesse an einer solchen „Aufklärung“ haben? Sollten sie die Machtbeziehungen bedenken lernen, die definieren, was gesund und was nicht gesund ist?

Was sich bei Menschen in Armut ebenfalls zeigt, und das schon seit langem in Studien verschiedener Art, ist eine durchschnittlich weniger vorhandene Zukunftsorientierung, d.h. weniger konkrete persönliche Ziele und weniger konkrete Versuche, diese Ziele zu erreichen. Smyth & Wrigley (2013) weisen darauf hin, dass diese „low aspirations“ nicht als Fehlverhalten interpretiert werden können – oder gar als moralischer Vorwurf, dass Menschen in Armut „faul“ oder „ziellos“ seien –, sondern als Ergebnis der Erfahrung, dass Pläne immer wieder scheitern und das ein zu langfristiges Planen – z.B. auf eine Karriere hin, auf eine Veränderung der persönlichen Situation – nur zu ständigen Misserfolgen führt, zum Scheitern (auch von persönlichem Investment) und zu negativen Erfahrungen. Und zwar kontinuierlich. Sicherlich ist es einfach, besonders wenn man ein anderes, erfolgreicherer Leben führt, dass zu verwerfen und z.B. mit Motivationsprüchen darauf zu beharren, dass man einfach nicht aufgeben dürfe, es immer wieder ver-

suchen muss etc. pp. Doch das wird schnell schal. Smyth & Wrigley (2013) betonen, dass ein solches Verhalten funktionell rational sein kann. Die Hoffnung und Pläne gering halten, kann als sinnvolle Reaktion auf eine gesellschaftliche Situation, welche die realen Chancen von Menschen in Armut – wieder von einzelnen Ausnahmen abgesehen – gering hält, interpretiert werden.

Weiterhin oft untersucht ist der Zusammenhang von Armut und Gesundheit sowie Armut und Wohlbefinden, letzteres nicht in Bezug auf Luxus (was in diesem Fall absurd wäre), sondern in Bezug auf das, was manchmal als „geistige Gesundheit“ (was kein guter Begriff ist) benannt wird. Sicherlich werden Menschen in allen sozialen Schichten krank, aber die statistische Verteilung, die Auswirkungen auf das Leben, die Möglichkeiten, zur eigenen Gesundheit beizutragen (oder, auch ein regelmässig auftauchendes Thema, zur Gesundheit der Kinder im eigenen Erziehungsnetzwerk) oder mit chronischen Krankheiten umzugehen, sind in den gesellschaftlichen Schichten unterschiedlich verteilt, so sehr, dass es klar ist, dass dies nicht auf individuelle Eigenheiten zurückzuführen ist (es gibt ja auch unter den Menschen, die in Armut leben, solche, die quasi nie krank werden), sondern auf gesellschaftliche Strukturen – z.B. wie die ärztliche und medizinische Versorgung organisiert ist, wie sehr sie von ökonomischen Mitteln abhängig ist –, wie die Wohnverhältnisse sind (ein Thema, dass heute besser geregelt scheint, als in den Jahrhunderten zuvor, wo es ständig Thema der Literatur über Armut war, aber noch lange nicht so gut, dass Menschen nicht auch durch Armut, d.h. geringe finanzielle Mittel, gesundheitlich negative Auswirkungen durch ihre Wohnsituation haben), welche Herausforderungen im Alltag gestellt werden, auch welche Ansprüche an ein „richtiges Leben“ gesellschaftlich gelebt

und eingefordert werden (z.B. in Bezug auf das Rauchen, welches mehr und mehr das Stigma einer „Aktivität der Armen“ angenommen hat, dass man diesen vorwerfen könne oder in Bezug darauf, wie und wie sehr man Kindern ein „gesundes Leben“ ermöglichen sollte, was z.T. zu Forderungen führt – jeden Tag frisches Obst und Gemüse –, die Menschen in Armut mit ihren ökonomischen Mitteln gar nicht oder nur viel schwieriger erfüllen können, als andere.<sup>38)</sup>

Grundsätzlich sind Menschen in Armut strukturell mit mehr Gesundheitsrisiken belastet, haben weniger Zugang zu Ressourcen gegen Krankheit und für ein gesundheitlich förderliches Leben und sind auch einem grösseren Druck in Bezug auf ihr mentales Wohlbefinden ausgesetzt. (Lampert et al. 2016; Vonneilich 2016; Stolberg & Becker 2015; Pudrovska & Anishkin 2013) Das heisst nicht, dass sie hilflos wären oder nicht selber versuchen würden, auf sich und ihre Kinder zu achten. Und es heisst auch nicht, dass

---

38 Das ist ein gutes Beispiel dafür, wie aus dem Ignorieren der gesellschaftlichen Realität von Armut ein moralischer Vorwurf an Menschen in Armut werden kann. Sicherlich ist es richtig, darauf zu achten, dass Kinder gesund aufwachsen; regelmässig frisches Obst und Gemüse zu essen ist in diesem Zusammenhang auch sinnvoll. Reduziert man dies aber und denkt nicht an die realen Kosten, ist der Sprung sehr einfach dazu, den Menschen in Armut zu unterstellen, sie würden das einfach nicht verstehen oder würden ihr Leben zu wenig strukturieren, um das umzusetzen etc., hätten also entweder einen moralischen Mangel oder wüssten es nicht besser. Richtig wäre wohl zu fragen, wie die Gesellschaft eingerichtet sein müsste, damit alle Erziehungsberechtigten allen Kindern ein gesundes Leben ermöglichen können, aber ignoriert man das, z.B. das frische Obst und Gemüse jeden Tag im Hartz IV-Satz gar nicht vorgesehen sind, fällt es wohl einfach, statt die gesellschaftliche Struktur verändern zu wollen, lieber auf Aufklärungs- und Bildungskampagnen oder moralische Vorwürfe zu setzen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit gar nicht nötig sind. In anderen Staaten, z.B. Grossbritannien, sind solche Kampagnen – und damit wohl auch die Überzeugung, dass sie ein vorgeblich vorhandenes Problem angehen würden – noch verbreiteter als im deutschen Sprachraum.

nicht über die Jahrhunderte (oder auch z.B. durch den „Rückzug“ der Industrie, mit dem die Luftverschmutzung zurückging, und die – mit anderen Problemen behaftete – ständige Effizienzsteigerung des Einzelhandels, also vor allem der Supermarktketten, die immer noch nicht immer gesundes, aber immerhin nicht verdorbenes und vor allem ausreichend viel Nahrung zur Verfügung stellen) nicht doch vieles viel besser geworden ist. Aber wie auch in anderen Bereichen gilt: Es ist eine extensiv ungleiche Verteilung von Chancen und davon ausgehend auch der tatsächlich gelebten Leben. Menschen in Armut sind eher krank, länger gesundheitlich belastet, wohnen, wie schon gesagt, eher in gesundheitlich belasteten Wohnungen (Eccleston & Brunila 2015; Gaudet 2013), haben weniger Möglichkeiten, einen „gesunden Lebensstil“ zu entwickeln (z.B. weil es zu teuer ist, um ihn auszuprobieren) etc.

Für Bibliotheken heisst das z.B., dass die „Lösung“ nicht einfach darin bestehen wird, mehr oder andere Literatur zur Gesundheitsfürsorge zur Verfügung zu stellen. Das kann man immer, aber was löst das? Bibliotheken könnten sich eher klar werden, dass – wenn sie mit oder für Menschen in Armut arbeiten wollen – sie es eher mit Menschen zu tun haben, die gesundheitlich öfter angeschlagen sind. Aber auch dann: Was bedeutet das dann wieder für die bibliothekarische Arbeit?

Ein nicht so oft untersuchtes, aber für Bibliotheken fraglos wichtiges Thema, ist der Zusammenhang von Literatur, Leseverhalten sowie Möglichkeiten zu und Wahrnehmung von Bildung und Armut. Es gibt eine gewisse Tradition, die sich teilweise hart an der Grenze zu moralischen Vorwürfen bewegt, welche postuliert, dass Kinder, die in armen Erziehungsnetzwerken aufwachsen,

gerade in ihren für die Lesekarrieren prägenden Jahren weniger anregende und abwechslungsreiche Erfahrungen, weniger positive Leseerfahrungen machen würden (oder, erweitert, wenig Erfahrung mit Erwachsenen, die Lesen und als Vorbild dienen könnten sowie wenig Anschlussgespräche an Leseerfahrungen, d.h. Gespräche über Bücher, gemeinsames Lesen von Büchern etc.). (Buckingham, Beaman & Wheldall 2013) Dabei werden einige Annahmen gemacht, z.B. das es für das Lesen im späteren Leben prägende Jahre gäbe, die hier einmal nicht thematisiert werden sollen. Selbst, wenn wir diese Annahmen akzeptieren, ist sichtbar, wie solche Aussagen schnell dahin abgeleiten können, Menschen in Armut moralische Vorwürfe zu machen, obwohl sich die Situation eher aus sozialen Strukturen erklären lässt. Menschen in Armut sind z.B. öfter genötigt, schlecht bezahlte, dafür fordernde (körperliche, zeitliche flexible etc.) Jobs anzunehmen, was dazu führen kann, dass sie weniger Möglichkeiten haben, mit ihren Kindern Zeit zu verbringen, was schliesslich ihre Möglichkeit, Anschlusskommunikation an Gelesenes zu betreiben oder ein „lesendes Vorbild“ zu sein, massiv einschränkt. Das heisst nicht, dass Kinder, die in solchen Familien aufwachsen, nicht von mehr dieser Anschlusskommunikation an Literatur profitieren könnten. Aber wem ist die Situation zum Vorwurf zu machen? Wenn eine alleinerziehende Mutter als Krankenschwester arbeitet, in Schichten, die immer wieder in die „normalen Erziehungszeiten“ hineinschneiden, kann sie entweder diesen Job machen und damit die Rechnungen bezahlen oder aber die Rechnungen nicht mehr bezahlen, dafür vielleicht gemeinsam mehr mit ihrem Kind lesen und über das Gelesene sprechen.

Es ist zudem nicht einfach, den tatsächlichen Einfluss solcher Dinge wie „lernende Vorbilder“ oder Anschlusskommunikation zu bestimmen. Es sind Erklärungsansätze für ein bekanntes Phänomen: Die Lesefähigkeiten, egal ob sie über gesonderte Tests, über Vergleichsstudien wie PISA oder IGLU/PIRLS oder über Schulnoten erhoben werden, sind statistisch nach sozialen Schichten verteilt – und das auch noch in unterschiedlichen Staaten unterschiedlich. (OECD 2016; Oppedisano & Turati 2015; Ammermueller 2013; Siebholz et al. 2013; Bos et al. 2012; Becker & Lauterbach 2010; Stompe 2005) Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Lesefähigkeiten immer auch ein Ergebnis der sozialen Strukturen sind. Kinder und Jugendliche aus ökonomisch besser gestellten Familien erlernen eher und mehr das, was als „Lesefähigkeit“ gemessen wird.<sup>39</sup>

Man muss bei dieser Darstellung aufpassen. Es fällt einfach, darauf zu verfallen, Kinder und Jugendliche in Armut quasi einen Ausgleich zu bieten, beispielsweise Anschlusskommunikation, die sie zu Hause weniger hätten, in der Bibliothek zu ermöglichen oder auch den Zugang zu Medien in der Bibliothek als Substitut für Medien zu sehen, die sich Haushalte in Armut nicht in so grosser Zahl leisten können, wie Haushalte in anderen sozialen

---

39 Was eine weitere Grundannahme aufzeigt, die kritisiert werden könnte, nämlich, was als Lesefähigkeit gemessen wird. Ist es nicht vielleicht z.T. auch das, was in bestimmten sozialen Schichten als notwendig und sinnvoll angesehen wird, weil es z.B. „weiterbringt“, während es in anderen sozialen Schichten weniger Erfahrungen vom „Weiterkommen“ durchs Lesen gibt? In der bibliothekarischen Literatur scheint oft der Eindruck vorzuherrschen, dass jede Form von Lesen gleichbedeutend wichtig wäre. Aber schaut man genauer in Studien wie PISA, sind dort in bestimmte Richtungen tendierende Vorstellungen davon, was Lesen oder Lesefähigkeiten sind, vorhanden. Es geht dort nicht um alle Formen des Lesens, sondern um spezifisch funktionalistische. (OECD 2016:160-161; Baumert et al. 1999)

Lagen. Ein solchen Denken führt zurück zu den Irritationen am Anfang dieses Buches: Es ist ohne Frage gut gemeint, aber es ist auch sehr einfach gedacht, vielleicht gerade nicht komplex genug. Die tendenziell geringere Lesefähigkeit ist wohl auch ein Ergebnis sozialer Umstände. Es bedarf vielleicht anderer Formen von Lesefähigkeit in unterschiedlichen sozialen Schichten; eventuell ist das, was in Bibliotheken (oder vergleichenden Bildungsstudien wie PISA) als sinnvoll angesehen wird, etwas sehr mittelständiges. Selbstverständlich wäre es nicht falsch, Menschen in Armut auch zu solchen Lesefähigkeiten zu verhelfen, insbesondere wenn es für sie wirklich zu einem besseren Leben führen kann. Aber es ist kaum zu bestimmen, ob dies tatsächlich der Fall ist, ob das gewünscht wird (wobei es dafür gute Hinweise gibt: die mittelständischen Vorstellungen darüber, wie und wofür Erziehung geschehen sollte, haben sich immer auch in anderen, sozial schwächeren Schichten durchgesetzt, wo sie teilweise den ökonomischen Umständen angepasst, aber doch grundsätzlich gefolgt werden (Verduzco-Baker 2015; Davis et al. 2014)) und vor allem, ob Ansätze, die vor allem als Substitut gedacht werden, nicht gerade daran vorbeigehen, warum diese „niedrigen Lesefähigkeiten“ überhaupt erst „gelernt“ werden. Es sind, wie vieles in diesem Themenkomplex, Vermutungen. Fest steht vor allem der empirische Fakt der Ungleichverteilung von Lesefähigkeiten in den unterschiedlichen sozialen Schichten. Auf diesen werden wir noch einmal zurückkommen müssen, wenn wir über den Zusammenhang von Bildung und Armut nachdenken. (Siehe Unterkapitel „Bildung und Armut“)

Ein anderer Fakt, der für Bibliotheken relevant sein sollte, ist die über die Jahrzehnte immer wieder festgestellte tendenzielle Bindung des Lesegeschmacks – also die Kriterien, nach denen Li-

teratur von den einzelnen Individuen als gut, spannend etc. bewertet wird – an die sozialen Schichten. Lange Zeit, sehr stark Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts – der Zeit von Industrialisierung und massiver Veränderungen der Gesellschaften – war dies ein Thema von Sorge, gar Panik, die im „Kampf gegen Schmutz und Schund“, der sich damals vor allem an die Arbeiterinnen und Arbeiter sowie deren Familien richtete (bzw. gegen deren „Lese-geschmack“, der insbesondere von Vertretern und Vertreterinnen des Mittelstandes, allen voran Lehrerinnen und Lehrern, Volksbibliothekaren und Volksbibliothekarinnen, als verderblich angesehen wurden) zum Ausdruck kam. (Maase 2012; Ernst 1991) Diese Panik und der Anspruch, Menschen in Armut vorzuschreiben, was sie zu lesen hätten, existiert heute nicht mehr. (Müller 2014a) Es scheint der Eindruck vorzuherrschen, dass das literarische Interesse und der Geschmack sich vollständig individualisiert hätten, was zu weithin vertretenden Ansichten über die Gesellschaftsstruktur – die grosse Erzählung, dass wir alle individuell wären, womit Rechte, aber auch Pflichten wie die individuelle Vorsorge einhergehen würden – passt. (Krings 2016) Aber das stimmt nicht. Die Untersuchungen, die sich damit beschäftigen, zeigen, dass sich die Geschmäcker allesamt mit der Zeit verändern, dass es auch immer einzelne Individuen mit aussergewöhnlichen Geschmäckern gibt, aber das grundsätzlich die Literaturvorlieben (oder vergleichbare Interessen für bestimmte Kunst, bestimmte Sportarten, bestimmte Freizeitaktivitäten) weiterhin an die soziale Schicht gebunden sind. (Atkinson 2016; Gracia 2015; Petev 2013)

Atkinson (2016) wertete eine grössere Umfrage (UK Labour Force Survey) daraufhin aus, wie unterschiedliche literarische Praktiken – also was gelesen wird – und soziale Schicht zu-

sammenhängen. Dabei ging er, Bourdieu folgend, davon aus, dass die jeweils individuellen Vorlieben nicht rein individuell, sondern auch durch die gesellschaftliche Position mit bestimmt sind. Dies bestätigte sich in den Daten. Zum Beispiel unterscheidet sich die Häufigkeit, mit der gelesen wird, massiv zwischen Angehörigen unterschiedlicher Berufe (wobei Angehörige der Fabrik- und Dienstleistungsberufe viel seltener lasen, mit Ausnahme der Personen in Pflegeberufen). Gleichzeitig lassen sich die Vorlieben für bestimmte Genre in Zusammenhang mit der sozialen Position bringen: das Interesse an Krimis und professioneller Literatur steigt mit der sozialen Position, Ratgeber zum Selbermachen (DIY) und über Sport sind eher in den Mittelklassen beliebt, Horror und Science Fiction eher in den unteren Sozialschichten. Teilweise verbinden sich ökonomisches und kulturelles Kapital, wenn z.B. Poetik oder Kunstbücher von Personen bevorzugt werden, die sowohl Geld haben als auch einem Beruf nachgehen, der stark kulturell geprägt ist, z.B. als (erfolgreiche) Künstlerin oder Künstler. Grundsätzlich aber ist auch bei den literarischen Vorlieben – die sonst gerne als rein individuelle Entscheidung verstanden werden – davon auszugehen, dass die sozialen Umstände und Strukturen an der Ausprägung des Lesegeschmacks mitwirken.

## Armut aus der Sicht der Betroffenen

Eine Anzahl von Studien und Arbeiten versucht, Armut, genauer Aspekte von Armut, aus der Sicht von Menschen in Armut selber zu beschreiben. (Drotos & Cilesiz 2016; Zander & Roemer 2015; Thomas 2010; Chassé, Zander & Rasch 2010) Das geht fast immer nur vermittelt. Menschen in Armut äussern sich selten direkt in Studien, Büchern etc. Es sind fast immer Personen, die nicht direkt

– oder, im Fall von Promovierenden mit Promotionsprojekten über Menschen in Armut, voraussehbar nur für einen beschränkten Zeitraum – von Armut betroffen sind: Forschende, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Journalistinnen und Journalisten. Das ist bei Menschen in Armut oft so: Sie haben – selbst im Internetzeitalter, wo es das Versprechen gibt, dass alle Menschen sich schnell und direkt äussern können – weniger Zugang zu den Publikationskanälen, die weithin wahrgenommen werden und sind auch eher nicht die, die sich laut äussern. Es sind zumeist andere, gut meinende Personen, die das „für sie“ tun. Auch, wenn viele der Forschenden etc. dies reflektieren, und auch, wenn sie versuchen, die Menschen in Armut möglichst viel selber reden zu lassen, z.B. mittels langer Zitate aus Interviews, ist es immer eine gewisse Interpretation, die stattfindet.<sup>40</sup>

Bedenkt man dies aber, so gibt es eine ganze Reihe von Schilderungen aus der Perspektive von Betroffenen. Hierbei gibt es immer wieder ähnliche Tendenzen. Zum einen wird der Alltag als prekär beschrieben, ein Alltag, der sehr eng daran gebunden ist, dass er so funktioniert, wie die Menschen ihn eingerichtet haben. Oft haben sie sich in ihn hinein gefunden; wenn er sich wandelt, ist das oft mit starken Veränderungen verbunden, die sich zumeist negativ auswirken. Das heisst nicht, dass Menschen in Armut per se gegen irgendwelche Veränderungen wären, aber sie werden zu-

---

<sup>40</sup> Es ist auch schwer zu sehen, wie diese Struktur zu umgehen wäre. Forschende dazu zwingen, selber erst einige Jahre in Armut zu leben, bevor sie forschen dürfen? Denkbar wäre wohl immer, noch mehr Anstrengungen zu unternehmen, die Betroffenen selber „zum Sprechen“ zu bringen. Eventuell können Bibliotheken hierbei eine Rolle spielen. Wir werden später (siehe Unterkapitel „Ein Ort der Aufklärung sein?“) darauf zurückkommen. (Ich bin mir auch der Ironie bewusst, dass ich, als Bildungsbürger mit einigermaßen gesicherter sozialer Position, das alles in einem Buch über Armut schreibe.)

meist als schwierig wahrgenommen. Beispiel Gentrifizierung: Wenn im Wohnumfeld neue Läden und Cafés entstehen, ist das für Menschen mit mehr Geld oft positiv, teilweise – es kommt auf die Läden und Cafés an – auch horizontenerweiternd. Das könnte es auch für Menschen in Armut sein, wenn es nicht oft auch ein Vorbote für negative Veränderungen wäre, nämlich der Gefahr, das „die alten“ Läden und Cafés schliessen, dass also vielleicht ökologisch sinnvoller produzierte Produkte gekauft werden können, dafür aber die Supermärkte mit den Lebensmitteln, die man sich leisten kann, verschwinden.<sup>41</sup>

Das Leben von Menschen in Armut ist oft davon geprägt, auf einen eher kleineren sozialen Kreis und auch einen eher kleinen räumlichen Bereich bezogen zu sein. Die Familie, die etablierten Freundeskreise, die sehr eng sind, werden oft als wichtig betont. (Swietlik & Caritas Schweiz 2016; Bruce, Chance & Meulemans 2015; Davis et al. 2014; Wittke 2010; Zander & Roemer 2010) Die Orte, die man kennt, werden immer wieder aufgesucht. Interpretiert wird dies oft als Angst vor dem Kontrollverlust. Man bewegt sich – wie schon weiter oben dargestellt – eher an Orten und in sozialen Beziehungen, von denen man den Eindruck hat, weithin selber die Kontrolle über das eigene Leben zu haben. Menschen in Armut mit ihren oft langen Erfahrungen von Kontrollverlust (z.B. in Bezug auf eine Karriere), Scheitern von Plänen und dem häufig vermittelten Gefühl, weniger Einfluss zu haben, ziehen sich zu meist auf den Bereich zurück, der sich „kontrollieren“ lässt. Das

---

41 Das heisst nicht, aber das macht ja Gentrifizierung aus, dass die Personen, die die neue Cafés und Läden betreiben, wollen würden, dass es Menschen in Armut schlechter geht. Solche selbstbezogenen Menschen kommen erst später, die „frühen Gentrifizierer“ sind gerade oft Menschen mit politischem oder sozialem Bewusstsein. (Naegler 2012)

dies zu sehr ungesund, weil viel zu engen persönlichen Beziehungen führen kann, ist ersichtlich. Aber diese Beziehungen geben Menschen in Armut oft auch eine gewisse Sicherheit. (Buchanan & Tuckermann 2016; Neuenschwander et al. 2012; Stiglitz & Schmidt 2012; Chassé, Zander & Rasch 2010; Renz 2010; Butterwegge 2009; Selke 2009; Klinger 2006)

Dieser Bezug auf wenige, enge Beziehungen, ergibt sich aus und geht gleichzeitig weiter einher mit kontinuierlich eher negativen Erfahrungen, die weniger als bei Menschen aus anderen Sozialschichten durch positive Erfahrungen (z.B. Erfahrungen von Erfolg durch Bildung oder Erfolg durch das Erreichen von selbstgesteckten Zielen) ausgeglichen werden. Zander und Roemer (2015) nennen als Belastungsfaktoren für ein Leben in Armut: (a) ein immer wieder angegriffenes Selbstwertgefühl, (b) eine Angst vor Ausgrenzung bzw. Stigmatisierung (der zu „entgehen“ ist, indem man sich bestimmten Situationen gar nicht erst aussetzt, z.B. versucht, gar nicht erst in Kontakt mit Individuen oder Einrichtungen zu kommen, die stigmatisieren könnten<sup>42</sup>), (c) psychosoziale Störungen, (d) Gesundheit (die, wie schon gesagt, tendenziell schlechter ist, was auch dazu beitragen kann, Pläne nicht umsetzen zu können), (e) der Abbruch sozialer Kontakte (gerade mit Menschen ausserhalb des eigenen, engen Kreises oder Menschen, die so anders sind, z.B. ökonomisch erfolgreicher, dass sie schneller als „stigmatisierend“ wahrgenommen werden können), (f) eine negative Beziehungsatmosphäre (bestärkt durch die „Kleinheit“ der persönlichen Netzwerke) und (g) Kleindelinquenz in einer Atmosphäre

---

42 Können Bibliotheken solche Einrichtungen sein, auch wenn sie sich selber nicht als solche sehen? Wie schon gesagt, zeigt Merklen (2013) zumindest für Bibliotheken in französischen Banlieues, dass dies der Fall sein kann.

re, die dies eher toleriert (z.B. Ladendiebstahl), aber dafür auch eher mit dem Gesetz in Konflikt kommt. Diese Belastungsfaktoren, die Zander und Roemer (2015) aus der Literatur zur sozialen Arbeit gewonnen haben, bestätigen sich immer wieder in Berichten aus der Perspektive von Menschen in Armut. (Neuenschwander et al. 2012; Stiglitz & Schmidt 2012; Chassé, Zander & Rasch 2010; Renz 2010; Butterwegge 2009; Selke 2009; Klinger 2006)

Trotzdem, oder gerade deshalb, stellen zahlreiche Studien auch klar, dass Menschen in Armut ebenso einen positiven Bezug zu ihren eigenen Kindern haben. Am Ende wollen sie, genauso wie andere Eltern, für diese das Beste. (Dermott & Pomati 2015; Tierney 2015; Davis et al. 2014; Waller 2010) Ihre Vorstellungen davon, was „gute Familien“ sind, unterscheiden sich eher durch ökonomische oder infrastrukturelle Faktoren von denen von Mittelstandsfamilien, als von den Zielen und Grundsätzen her. Z.B. streben sie genauso eine gewaltfreie Erziehung an, wie sie sich seit den 1970ern auch im Mittelstand – zu Recht – als Ziel etabliert hat. In einem tiefgehenden Artikel stellt Verduzco-Baker (2015) fest, dass Familien in Armut (in den USA) weit mehr Familienarbeit leisten, als der Mängeldiskurs oder die Witze über sie – die, wie schon angedeutet, im englischsprachigen Raum noch weit verbreiteter zu sein scheinen, als in deutschsprachigen – vermuten lassen. Gerade letztere interpretieren eigentlich verständliches Verhalten um, z.B. die Strenge und Rabiatät gegenüber ihren Kindern, die als Charakterzug dargestellt wird, während sie oft aus dem Wunsch entsteht, einen „safe harbour“ (in der Familie, im Haus), zu bieten, der ihre Kinder aus Problemen und Kontakten mit der Polizei heraushält, was in einigen Gegenden der USA nicht anders durchgesetzt werden kann, als durch strenge Verbote, das Haus zu verlassen. Weil

sie Probleme mit der Polizei eben nicht so leicht „einrenken“, wie bei Kindern aus der Mittelschicht. Die eigene Wohnung ist der Raum, der kontrollierbar ist. Waller (2010), die ebenfalls Familien in den USA untersucht, konnte zeigen, dass auch in diesen „armen Familien“ die ökonomische Sphäre nicht die einzige relevante ist, sondern – wie in Mittelstandsfamilien – immaterielle Werte zählen. So wurden Väter als „gute Väter“ verstanden, wenn sie für ihre Kinder da waren, nicht unbedingt, wenn sie (relativ) viel Geld verdienen. (Siehe auch Dermott & Pomati 2015)

Richardson, Glantz und Adelman (2014) zeigen, dass Menschen in Armut – obwohl sich ihr Aktionsfeld oft einschränkt – klare Vorstellungen davon ausprägen, wie ihr Umfeld „funktioniert“ und welche Probleme oder Herausforderungen in ihm bestehen.

Gleichzeitig sind Menschen in Armut sehr vorsichtig dabei, nicht in Situationen zu geraten, in denen sie sich zurückgesetzt fühlen könnten. Wittke (2010) beschäftigte sich mit der Frage, warum Menschen in Armut bestimmte Hilfen, die von gut meinenten Einrichtungen, Vereinen etc. angeboten werden, in ihrem Beispiel Familienhilfe, nicht annehmen. Aus Sicht von Menschen in Armut sind diese Angebote z.T. nicht drängend, da andere Probleme – zuvörderst finanzielle – wichtiger sind. Zum anderen aber sind solche Hilfen Situationen, wo sie auf vermeintliche Defizite hingewiesen würden (anstatt zu sehen, was sie schon tun, also – im Gegensatz zu den Defiziten – ihre Potentiale). Sie verweigern sich dieser möglichen Einmischung vor allem, wenn spezifische Marker – wie Öffnungszeiten, die sich eher daran orientieren, wann Familien aus dem Mittelstand „Zeit hätten“ – darauf verweisen,

dass diese Angebote „nichts für uns“ sind. Das muss nicht mit dem Selbstverständnis der jeweiligen Einrichtungen übereinstimmen. (Was wieder auch für Bibliotheken gelten kann.)

Was viele der Berichte auch klarstellen, ist, dass Menschen in Armut, genauso wie Menschen in andern sozialen Situationen, versuchen, ein geordnetes Leben zu führen. Nicht als Fassade, sondern als Lebenssituation. Den meisten gelingt das, immer mit materiellen und anderen Einschränkungen – und immer prekär, da oft alles so klappen muss, wie es immer funktioniert und jede Veränderung eine potentielle Krise darstellt. Aber das gerade durch Substitution und Verzicht. (Vgl. Lorenz (2012) für die Substitutionsfunktion von Lebensmittel-Tafeln.) Das Vermeiden von bestimmten Situationen macht es möglich, so „geordnet“ zu leben, allerdings halt mit z.T. massiven Einschränkungen in Bezug auf mögliche Lebenserfahrungen, die sich ansonsten dahingehend auswirken könnten, dass sich die Lebenssituation verbessern könnte. Gleichzeitig führt dies dazu, dass Armut in unseren Gesellschaften zu meist „unsichtbar“ bleibt. Wenn Armut heute in unseren Gesellschaften wirklich sichtbar wird, dann erst in extremen Situationen, am Ende von „Armutskarrieren“. (Thomas 2010)

## Bildung und Armut

Neben der angenommen Substitutionsfunktion von Bibliotheken werden diese in Bezug auf Armut (aber nicht nur darauf), auch mit Bildung in Verbindung gebracht. Bildung wiederum wird in unseren Gesellschaften u.a. mit der Bekämpfung von Armut in Verbindung gebracht. Mehr Bildung oder mehr Investitionen in Bildung oder auch Veränderungen im Bildungssystem werden oft als eine

mögliche Strategie gegen Armut vorgeschlagen. (Deutscher Bibliotheksverband e.V. 2015; Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung 2013; Eidgenössisches Departement des Innern EDI 2013; Meyer 2013; KomenskýFond 2008) Allerdings: Wie genau dies geschehen soll, scheint oft eher recht frei angenommen und gerade nicht in seiner tatsächlichen Wirkung nachgewiesen. (Watkins & Howard 2015) Die Verbindung von Armutsbekämpfung und Bildung stellt – ähnlich der von Armutsbekämpfung und Öffentlichen Bibliotheken – einen weitgehenden gesellschaftlichen Meinungskonsens dar.

Zumeist wird dies auf individueller Ebene gedacht: Wenn Menschen in Armut mehr Zugang zu Bildung erhalten oder besser unterstützt würden, hätten sie mit dieser „mehr Bildung“ einen besseren Zugang zum Arbeitsmarkt und vielleicht auch mehr Möglichkeiten, ihr Leben zu gestalten.<sup>43</sup>

Es gibt, eher in der englischsprachigen Welt als in der deutschsprachigen, auch lautstark politisch vertreten die Vermutung, dass Menschen in Armut weniger an Bildung interessiert und weniger konsequent bei der Verfolgung von Bildungszielen wären. Dies würde – so die Überlegung weiter – die unterschiedlichen (tendenziellen) Bildungsergebnisse erklären, die sich z.B. in den übergreifenden Bildungsstudien immer wieder zeigen.

---

43 Ein Problem ist bei diesem Denken gleich offensichtlich: Wenn tatsächlich alle Menschen in Armut höhere Bildungszertifikate erwerben würden, z.B. das Abitur bzw. die Matura, gäbe es am Ende einfach viel mehr Menschen mit diesen Abschlüssen, aber noch nicht mehr Arbeitsplätze für diese. Dies gilt auch, wenn man über alternative Nachweise von Bildung, z.B. Kompetenzzertifikate, nachdenkt. Es ist also eher eine individuelle Lösung – eine Person hat mehr Chancen auf dem Arbeitsmarkt – als eine strukturelle.

Aber, obwohl sich daraus zahlreiche Ansätze ergeben, die versuchen, auf diese vermeintlichen Schwächen von Menschen in Armut einzugehen, stimmt das nicht. Menschen in Armut haben heute grundsätzlich die gleichen Bildungsaspirationen, wenn schon nicht für sich, dann für ihre Kinder; nur angepasst auf ihre soziale Situation. Per se finden alle Bildung gut, mit individuellen Ausnahmen, die es in jeder sozialen Schicht gibt. Was sich unterscheidet, sind auch in diesem Fall die sozialen Strukturen. (Drotos & Cilesiz 2016; McKay & Devlin 2016; Dermott & Pomati 2015; Tierney 2015; Bloomfield Cucchiara & McNamara Horvat 2014)

Es gibt auch einige Klassiker der soziologischen und ethnographischen Untersuchung von Identitätsbildungen in der Arbeiterklasse („Arbeiterklasse“ im soziologischen Sinne, also als eine über ihre ökonomische Situation definierte Gruppe, nicht unbedingt als revolutionäres Subjekt, wie bei meinen marxistischen Freundinnen und Freunden, z.B. Willis (1977)) aus den 1970er Jahren, die auf eine Bildung „gegen die Schule“ und „für die Fabrik“ hindeuten (d.h. harte Arbeit als positiver Wert, hohe Arbeitsmoral, persönliche Zukunftsorientierung auf die Fabrikarbeit und Ablehnung anderer Karrieren). Aber diese sind älter, die Identitäten, auf die sich die damalige Arbeiterklasse bezog, gibt es im globalen Norden kaum mehr. Und auch wenn man der grossen Erzählung von der Individualisierung aller misstraut (Krings 2016), kann man heute doch eine Veränderung in Bezug auf die Bildungsziele von Menschen in ökonomisch prekären Lagen feststellen.

Keep und Mathew (2014) diskutieren z.B. das Phänomen der „Überqualifikation“, d.h. des Faktes, dass eine ganze Anzahl von Menschen – entgegen der Annahme von „rational handelnden Indi-

viduen“ – „zuviel“ lernen, also lauter Bildungsabschlüsse erwerben, die sie auf dem Arbeitsmarkt nicht umsetzen können.<sup>44</sup> Sie interpretieren dies gerade bei Menschen in Armut als Ergebnis einer ständigen Suche nach einem Einstieg in den oder Aufstieg im Arbeitsmarkt, der über eine Bildungsaktivität und nach dem Scheitern mit dieser wieder über die nächste Bildungsaktivität versucht wird. In diesen Fällen ist Bildung keine Lösung, sondern „vertane Lebenszeit“, die anders genutzt hätte werden können. Woran scheitert es? An (a) Entscheidungen für Bildungsgänge, die sich nicht auf dem Arbeitsmarkt auszahlen, was mit Missverständnissen in Bezug auf das, was die Bildungsgänge vermitteln, in Bezug auf das, was der Arbeitsmarkt „fordert“, teilweise auch mit mehr oder weniger betrügerischen Praktiken von Bildungsanbietern zu tun haben kann, (b) am Arbeitsmarkt selber, weil es vielleicht gar keine Stellen gibt und (c) daran, dass das, was wirklich zum Einstieg in Arbeit oder zum Aufstieg führt, vielleicht etwas anderes ist, als Bildung (z.B. Netzwerke, Habitus). Woran es nicht scheitert, ist das Bildungsinteresse oder die Fähigkeit von Menschen in Armut, ihr eigenes Leben zu organisieren. (Smyth & Harrison 2015)

Ähnlich weist Tippelt (2011) darauf hin, dass der verfrühte Ausstieg aus der Schule, also das „Abbrechen“ oder Ausstiege zu möglichst frühen Zeitpunkten, zwar oft als individuelle Entscheidungen verstanden wird (und einzelnen Individuen zum Vorwurf gemacht wird), aber strukturell zu verstehen ist. Die vorliegenden Daten zum „Drop-Out“ deuten klar darauf, dass Jugendliche in Armut weit mehr mit einem Alltag belastet sind, der sie dazu drängt,

---

<sup>44</sup> Diese Darstellung zeigt selbstverständlich auch die Perversität eines solchen Denkens. Nur, weil Bildung an Verwertbarkeit gemessen wird, wird sie „zuviel“. Einfach als Bildung oder akkumuliertes Wissen verstanden, kann sie nicht „zuviel“ werden.

Schulen zu verlassen und gleichzeitig sich in Schulen eher ausgegrenzt, nicht akzeptiert empfinden, beispielsweise indem Anforderungen gestellt werden, die viel weniger mit ihrem restlichen Leben zu tun haben, als bei Schülerinnen und Schülern aus anderen sozialen Schichten oder wenn Lösungsangebote („mehr anstrengen“, „ordentlicher sein“) an realen Problemen (z.B. keinen Raum für sich alleine zu haben, zu grosse Belastungen in der Familie, kein Geld für „ordentliche Malsachen“) vorbeigehen. Was auch immer die genauen Gründe sind, ist offensichtlich, dass Jugendliche in Armut eher die Schulen (oder andere Bildungsgänge) abbrechen und zwar in solchen Zahlen, dass es gerade nicht allein individuell zu erklären ist. Die „Bildungsunlust“, die man vielleicht geneigt ist, daraus zu lesen, ist eher anerzogen und erst durch Strukturen hergestellt, als das sie ein persönlicher Fehler wäre.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Studie von Sarroub & Pernicek (2014), die zeigt, dass Schülerinnen und Schüler in Armut das Selbstbild „schlechte Leserin“ bzw. „schlechter Leser“ oft ausprägen, weil sie – vor allem in der Schule – beständig Erfahrungen des Misslingens machen, die auch darauf zurückzuführen sind, dass das, was als „schlecht Lesen“ angesehen wird, eine Definitionsfrage ist und vor allem Charakteristika des „guten Lesens“, wie sie im Mittelstand gelebt werden und als sinnvoll gelten, für diese Definition genutzt werden. Es liegt nicht per se daran, dass diese Jugendlichen nicht Lesen wollen würden. Über die Jahre erfahren sie aber, dass ihr Verständnis von Lesen abgewertet wird – z.B. das, was, wie weiter oben erwähnt, in der Familie als „gute Literatur“ gilt –, und das sie von einem Selbstbild als „schlechte Lesende“ mehr profitieren können, weil sie sich damit

von Enttäuschungen fernhalten und gleichzeitig oft Erwartungen erfüllen.

Was heisst das für Bibliotheken? Zuerst einmal, dass sie sich nicht positiv auf ihre vorgebliche Bildungsfunktion berufen können, wenn es um Armut geht. Denn selbst, wenn sie wirklich Bildungseffekte haben (Schuldt 2010a), wäre das wohl noch keine Lösung für Armut.

### Zum Thema Obdachlosigkeit

Bespricht man den Themenkomplex Armut und Bibliotheken, stösst man, wie auch schon erwähnt, immer wieder auf das Thema Obdachlosigkeit. (Pressley 2017; Dowd 2016; Terrile 2016a; Terrile 2016b; Skinner 2016; Winkelstein 2016; Bruce, Chance & Meulemans 2015; Gaudet 2013; Kelleher 2013; Muggleton 2013; Bunić 2012) Es gibt erstaunlich viele Texte zum Thema mit einem spezifischen Bibliotheksbezug. Viele stammen aus den USA, aber nicht nur. Dabei muss nochmal betont werden, dass nur eine sehr kleine Zahl von Menschen in Armut in den deutschsprachigen Staaten auch von Wohnungslosigkeit betroffen ist. Sicherlich: individuell ist es immer ein Problem und jede Person ohne Wohnung ist eine zuviel, aber statistisch gesehen sind es eher andere Staaten, in denen Armut mit Wohnungslosigkeit einhergeht. In unseren Breiten gibt es eher Verdrängung in unattraktive, eher abgeschnittene Stadtteile oder Gemeinden. Zudem: Die Menschen, die keinen festen Wohnsitz haben, leben zumeist nicht wirklich „auf der Strasse“, sondern in prekären Wohnungsarrangements, bei Bekannten und Verwandten auf der Couch, in wechselnden, temporären Wohnungen. (von Mahs 2013) Doch auch Menschen ohne fes-

ten Wohnsitz versuchen – obgleich sie damit oft scheitern –, ein „normales“ Leben zu führen, z.B. Strukturen zu finden, auf denen sie verlässlich aufbauen können oder indem sie ihre Kinder regelmäßig zur Schule schicken. Allerdings sind sie darin oft so gut, dass ihre Problemlage nicht auffällt, auch bei denen nicht, die sie unterstützen könnten. Nath & Hallett (2015) zeigen z.B., dass all diese Arbeit, die die meisten Menschen ohne festen Wohnsitz leisten, um „Normalität“ aufrecht zu erhalten, auch bei den von ihnen untersuchten Lehrerinnen und Lehrern der US-amerikanischen Schulen, die Kinder aus solchen Familien unterrichten, nicht bekannt ist und die Vorstellungen davon, wie Menschen ohne Wohnsitz leben, stark der Realität hinterher hängt. Es ist wohl so, dass deren Leben oft falsch eingeschätzt wird.

Muggleton (2013) verweist darauf, dass „von aussen“ ihre Identität oft darauf reduziert wird, obdachlos zu sein, während das selbstverständlich nicht ihre vollständige Identität, ihre ganzen Ziele, Kompetenzen, Wünsche, persönlichen Geschichten darstellt. Entgegen vieler Erwartungen in bibliothekarischen Texten, dass es diesen Menschen an den richtigen Informationen mangeln würde, wissen diese nach einer Studie von Kelleher (2013) sehr wohl, sich die notwendigen Informationen zu besorgen, um ihr Leben zu gestalten. Es gibt zwar die immer durchscheinende Annahme, dass Obdachlose Verhaltensprobleme hätten, die sie in die Bibliothek mitbringen würden (Barnes Parker 2014), aber auch das sind wieder Ausnahmen. Die meisten Obdachlosen, welche Bibliotheken nutzen, fallen offenbar kaum auf und versuchen, als normale Nutzende zu erscheinen, auch wenn sie dabei manchmal übertreiben. (Paugam & Giorgetti (2013), die Obdachlose in der Bibliothek des Centre Pompidou in Paris, befragten, fanden dort – wie schon dar-

gestellt – vor allem Menschen, die sich angeblich vor allem für die Klassiker der französischen Literatur interessierten.) An sich scheinen Menschen ohne festen Wohnsitz, wenn sie die Bibliothek nutzen, diese vor allem als eine Art „Safe Haven“ zu nutzen, in der sie sich von einigen Herausforderungen, die das „Leben auf der Strasse“ bedeutet, zurückziehen können. (Robertson 2010) Dies ist für sie eine wichtige Infrastruktur zur Lebensgestaltung, in grossen Bibliotheken auch wegen der gewissen Anonymität, die diese bilden. (Paugam & Giorgetti 2013) Sie sind sich aber nicht immer sicher, ob sie die Bibliothek auch nutzen dürfen.

Grundsätzlich ist das Thema Bibliotheken und Obdachlose eigentlich – wenn man von der Situation ausgeht, das es überhaupt Menschen ohne festen Wohnsitz in unseren Gesellschaften gibt<sup>45</sup> – recht positiv, auch wenn das nur teilweise wahrgenommen wird. In seiner Intensität ist das Thema vielleicht überschätzt, wirft aber zwei Fragen auf: Ist es gut, dass Menschen die Bibliothek nicht wegen ihres Bestandes oder ihrer Arbeitsplätze etc., sondern als „Safe Haven“ wahrnehmen und erfolgreich im Rahmen ihrer Situation nutzen? Und ist es okay, wenn sie Literatur als „Zeichen“ der Inklusion – und nicht als reinen Lesestoff – verwenden? Wer hat der Recht, das zu bestimmen? Die Bibliothek?

Worauf gerade das Verhalten, dass in der Studie aus Paris sichtbar wurde, hinweist, ist, dass Bibliotheken tatsächlich einen eher „kulturell höheren“ Habitus vermitteln können. Die Menschen ohne festen Wohnsitz versuchten ja gerade, sich diesem anzupas-

---

45 Selbstverständlich geht es hier um Menschen, die unfreiwillig keinen festen Wohnsitz haben. Menschen, die als „Fahrende“ so leben wollen, sind damit nicht gemeint. Ihre Existenz ist in einer offenen Gesellschaft gerade kein Skandal.

sen und ihn zu nutzen, um nicht aufzufallen. Aber gerade dieser Habitus – den Bibliotheken ja mit ihrer „Öffnung für alle“ nicht haben wollen – könnte andere Menschen in Armut vielleicht von einer Nutzung der Bibliothek abhalten.

## Bibliothekarische Hoffnungen

Gegen dieses Wissen steht eine Anzahl von bibliothekarischen Projekten und Hoffnung, durch und mit Bibliotheken positiv für Menschen in Armut wirken zu können. Schon am Anfang dieses Buches haben wir diese kurz angesprochen, wobei uns die tatsächliche Wirkung nicht ganz klar wurde. Dennoch helfen diese Hoffnungen für die später zu stellenden Fragen im „Urzustand“ eine Basis zu bilden, weil sie offenbar das sind, was sich in Bibliotheken tatsächlich als Aktivität vorstellen – und nicht einfach sich in Blaue hinein ausdenken – lässt.

Eine einfache Vorstellung, die schon besprochen wurde, ist die, dass der freie Zugang zu Informationen quasi direkt gegen Armut helfen würde. (Deutscher Bibliotheksverband 2015) Oft wird in einer ähnlichen, vorgeblich selbsterklärenden Weise der Zugang zu Computern und Internet, den Bibliotheken bieten würden, als Mittel zur Armutsbekämpfung beschrieben. (Green Taylor et al. 2012) Wir haben schon thematisiert, dass diese Vorstellung sehr viele relevanten Punkte auslöst (Wie soll das genau funktionieren? Welche Informationen? Wieso gerade gegen Armut?), aber sie deutet auf eine verbreitete Hoffnung hin, die im Bibliothekswesen zu bestehen scheint, nämlich das die Bibliotheken so, wie sie sind, schon gegen Armut helfen. Wie gesagt gibt es einige Beispiele, in denen es offenbar zum Teil funktioniert, aber – nochmal: die „Safe

Haven“-Funktion für Obdachlose – auch nicht unbedingt so, wie es in bibliothekarischen Texten erwartet wird. Diese Hoffnung mag auch mit der Haltung vieler Bibliothekarinnen und Bibliothekare zu tun haben, die Westbrook (2015) diskutiert: Einerseits nicht gegen eine Funktion von Bibliotheken gegen Armut eingestellt, andererseits explizit der Meinung, dass sie selber keine Sozialarbeiterinnen respektive Sozialarbeiter wären; also weder dafür ausgebildet noch inhaltlich oder emotional in der Lage, Menschen in Armut in ihrer Situation zu helfen. Was sie sich zutrauen, ist, unterschiedslos allen Menschen die gleichen Angebote und die gleiche Servicequalität anzubieten.

Eine ganze Reihe von Bibliotheken versucht diesen gleichen Zugang für alle mit reduzierten oder ganz kostenlosen Bibliothekskarten zu ermöglichen. Obwohl dies wohl die am meisten praktizierte Form von Engagement ist, fehlt auch bei diese der „nächste Schritt“: zu erklären, warum und wie genau Menschen in Armut von der jeweiligen Bibliothek profitieren sollen und wie dieser kostengünstige oder kostenfreie Zugang andere Barrieren zur Nutzung überwinden helfen soll. (Holt & Holt 2015)

Über diese „reinen“ Vorstellungen, die Zugang zu Bibliotheken mit Hilfe gegen Armut gleichsetzen, hinaus, gehen einige Texte (gerade aus dem skandinavischen Raum) die Bibliotheken als Einrichtungen beschreiben, welche „soziales Kapital“ – verstanden als potentiell zu nutzende Kontakte zu anderen Menschen – „produzieren“. Verstanden werden sie dann als Orte, die offen sind und es möglich machen, auch über soziale Schichten hinweg, Kontakte herzustellen und die es durch ihre Struktur forcieren, dass genau

solche Kontakte tatsächlich geknüpft werden.<sup>46</sup> Es gibt diese Texte im Bibliothekswesen (Johnson 2012), aber auch in der Soziologie, wenn sie über Bibliotheken nachdenkt. (Svendsen 2013) Insbesondere der letztgenannte Text beschreibt Bibliotheken dabei gerade nicht als Einrichtungen, die auf Medien bezogen arbeiten, sondern als Einrichtungen, die einen gewissen offenen, gemeinschaftsfördernden Ort darstellen, die Menschen willkommen heißen und z.B. über Veranstaltungen miteinander in Kontakt bringen (zumindest die von Svendsen untersuchten dänischen Bibliotheken). Was diese Texte – nach all dem, was in diesem Buch schon besprochen wurde, wenig überraschend – auszeichnet, ist wieder, dass sie diese Funktion, „soziales Kapital“ zu befördern, postulieren, ohne sie gesondert empirisch zu prüfen. Gleichwohl wird auf diesen Überzeugungen aufgebaut. Für Kanada betonen z.B. Griffis und Johnson (Griffis & Johnson 2013; Johnson & Griffis 2013), dass Bibliotheken gerade aufgrund dieser Funktion, Kontakte zwischen Menschen zu ermöglichen, im ländlichen Raum viel besser funktionieren würden als in Städten, in denen es weit mehr Möglichkeiten für diese Kontakte gibt. Andererseits postulieren Williams & Edwards (2011), dass Bibliotheken im Gegensatz zur Stadtpla-

---

46 Die Vorstellung, wie dieses „soziale Kapital“ entstehen und wirken soll, ist selbstverständlich etwas komplexer. Z.B. gibt es in diesem Diskurs zwei Formen – bonding social capital and bridging social capital -, die beide wichtig wären, aber potentiell auch gefährlich, wenn es zuviel bonding social capital in eine Gruppe hinein und zu wenig bridging social capital aus der Gruppe hinaus gibt. Diese „soziale Kapital“, auf das in bibliothekarischen Texten rekurriert wird, geht auf Robert D. Putnam zurück. (Putnam 2000; Putnam, Feldstein & Cohen 2003) Grundsätzlich gibt hier: je mehr bridging social capital in einer Gesellschaft, umso besser vernetzt ist diese, umso mehr Vertrauen haben die Menschen untereinander und umso funktionierender sind die Beziehungen zwischen den Menschen; je mehr bonding social capital, umso mehr Einbindung der Menschen in „ihre Gruppen“. Womit dieses Konzept praktisch nichts zu tun hat, ist das gleichnamige Konzept von sozialem Kapital bei Pierre Bourdieu.

nung, die dies nicht täte – was allerdings auch für Australien, über das sei schreiben, spezifisch sein könnte –, Menschen in Armut bei der Planung von bibliothekarischer Arbeit, aber vor allem bei der Aushandlung davon, was die Bibliothek sein soll (als konkreter Ort oder als Symbol), einbeziehen könnten. Einen Schritt weiter gehen Bruce, Chance & Meulemans (2015), die eine solche Funktion nicht nur als möglich, sondern sogar als notwendig betonen, um überhaupt erst vertrauensvolle Beziehungen herzustellen, um Menschen in Armut helfen zu können.

Eine kleine Anzahl von Texten problematisiert dieses Denken. Sin und Vakkari (2015) diskutieren, dass im Hintergrund dieser Vorstellungen oft die Annahme steht, dass quasi alle Menschen einer Gesellschaft das Gleiche aus den Bibliotheken „ziehen“ könnten, während gleichzeitig die Wahrnehmung davon, wofür Öffentliche Bibliotheken (bei ihnen empirisch für die USA untersucht) „nützlich“ sein können, stark von der soziale Schicht und der aktuellen Lebenslage abhängt. (Vgl. auch Holt & Holt 2015)

Gerade im deutschsprachigen Raum hat sich ein Diskurs etabliert, der nicht von Menschen in Armut spricht, sondern von „bildungsfernen“, die als Personen verstanden werden, welche keine hohe Bildungsaspiration hätten (und deshalb ökonomisch schlecht abschneiden). Ob als Beschreibung gemeint beziehungsweise missverstanden (wie schon gesagt haben Menschen in Armut nicht per se weniger Bildungsaspirationen als andere) oder als quasi „mitgelieferte“ Lösung (wenn jemand „bildungsfern“ ist, ist die Lösung offenbar mehr Bildung), hat sich dieser Begriff und damit auch die Vorstellung, dass es (a) eine irgendwie „richtige“ Bildungsnähe gäbe und (b) Menschen dieser „richtigen“ Bildungsnähe fern wä-

ren, in bibliothekarischen Texten und Strategien etabliert. Bibliotheken definieren „Bildungsferne“ als Zielgruppen (Mertens 2014), die sie mit spannenden, freizeitorientierten Angeboten ansprechen und – so zumindest das implizite Ziel – an Bildung heranzuführen möchten (nachdem Schulen das offenbar nicht gekonnt haben). Wichtig in unserem Zusammenhang ist, dass „bildungsfern“ und Menschen in Armut zumeist quasi-synonym verwendet zu werden scheinen, aber auch recht undefiniert bleiben. Trotz des impliziten Vorwurfs (wie kann man heutzutage nicht „bildungsnah“ sein?), fehlt diesen Texten oft eine Diskussion darüber, was genau mit diesem Begriff gemeint ist und deshalb auch, warum diese Menschen „bildungsfern“ sein sollen. Gemeinsam ist ihnen aber schon, dass Bibliotheken sich die Fähigkeit zuschreiben, diese Zielgruppe ansprechen zu können.

Zudem gibt es einige Projekte, die entweder mit allgemeinen Veranstaltungsformen (z.B. Kleijnen, Huysmans & Elbers 2015, die „leisure reading“ in Schulbibliotheken, das alle Kinder und Jugendlichen einer Schule besuchen müssen, und damit auch die von Armut betroffenen, als Mittel beschreiben, um bei letzteren Spass am Lesen zu produzieren) oder mit spezifischen Angeboten (z.B. Terrile 2016, die einen Podcast vorstellt, der in einer Bibliothek zusammen mit Menschen ohne festen Wohnsitz produziert wird, um über deren Leben aufzuklären) die Arbeit von Bibliotheken, inklusive ihrer Infrastrukturen, so zu konzipieren versuchen, dass sie Menschen in Armut vor allem auf der individuellen Ebene entweder Fähigkeiten vermitteln oder einen Ort geben, der ihnen ein wenig bei der Lebensgestaltung hilft. Diese konkreten Projekte machen vor allem kleine Schritte und verstehen sich nicht als allumfassende Lebenshilfe. Dies deckt sich, wie z.B. Ansen (2006)

betont, mit dem Vorgehen bei der Sozialen Arbeit, die vor allem darauf abzielt, die Handlungsfähigkeit von Individuen (wieder) herzustellen (und eben nicht etwas, um alle ihre Probleme zu lösen oder gleich die Gesellschaft zu verändern).

Eine kleine Auswahl von Texten geht weiter und fordert ein direktes Engagement von Bibliotheken ein, die sich dazu (a) bezogen auf die Frage, wie Armut in ihrem Umfeld „funktioniert“ (Carlson 2016), welche Hilfssysteme es überhaupt gibt und wie diese anzusprechen sind (Holt & Holt 2010) ständig Up-To-Date halten müssten, (b) zu diesen Menschen direkt „gehen“, sie dort aufzusuchen und anzusprechen, wo sie sind (z.B. mit „bibliothèques de rue“, Bibliotheken der Strasse, Aubinais 2010; Dutch & Muddiman 2001) und (c) aktiv so planen, das die Angebote der Bibliotheken soziale Integration befördern würden (Muddiman et al. 2000; Pateman & Williment 2012). Allerdings präsentiert sogar das Buch, welches den Anspruch erhebt, einen Plan für sozial inklusive Bibliotheksarbeit zu liefern – „Public Libraries and Social Justice“ (Pateman & Vincent 2010) – nicht wirklich einen fertigen Plan, sondern vor allem eine Kritik des „Exzellenz“-Diskurses, welcher in den frühen Jahren des 21. Jahrhunderts im englischsprachigen Bibliothekswesen dominierte, und den Aufruf, von den „needs“ von Menschen in Armut auszugehen, nicht von den Interessen der jeweiligen Bibliothek.

Diese Ansätze widersprechen also der eher gängigen Überzeugung, dass Bibliotheken per se gut gegen Armut und für sozialen Zusammenhalt wären und fordern von ihnen stattdessen mehr direktes Engagement. Aber diese Position ist auch innerhalb der weni-

gen Texte innerhalb des Bibliothekswesens, die sich mit dem Thema Armut beschäftigen, in der Minderheit.

Eine weitere „Minderheitsposition“ nehmen einige wenige Texte ein, die postulieren, dass es nötig wäre, nicht per se „für“ Menschen in Armut zu agieren (oder mit ihnen), sondern für und in die Gesellschaft hinein. Bibliotheken hätten die Möglichkeit und Aufgabe, die Gesellschaft über die Realität von Armut zu informieren, damit dann diese Gesellschaft reagieren könnte und damit vor allem die einzelnen Individuen mehr Empathie für die Situation der Menschen in Armut aufbringen könnten. (Redden 2011; Pavlakis 2015; Dretzke & Rickers 2014) Diese Überlegung geht davon aus, dass eine informierte Öffentlichkeit bessere Entscheidungen treffen würde und ein Teil des Problems der Armut in unseren Gesellschaften darin bestünde, dass die Realität von Armut nicht bekannt sei.

Ordnet man diese Ansätze, lassen sie sich wie folgt strukturieren.

| <b>Position I</b>                                  | <b>Position II</b>   | <b>Position III</b>   | <b>Position IV</b>   |
|--|--|---|--|
| Bibliotheken funktionieren an sich gut gegen Armut | Bibliotheken funktionieren an sich gut, können mit spezifischen Angeboten aber mehr ausrichten | Bibliotheken können aktiv dazu beitragen, soziales Kapital zu bilden und damit Menschen in Armut mehr in die Gesellschaft einbinden | Bibliotheken müssen sich ändern, auf Menschen in Armut zugehen |

Die einzelnen Positionen schliessen sich nicht alle aus, die beiden Extreme (funktioniert gut – muss sich ändern) tendenziell schon.

## Die Haltung des Personals

Im Hintergrund der eben genannten bibliothekarischen Ansätze steht immer die Überzeugung, dass das Personal von Bibliotheken grundsätzlich daran mitwirken würde, Armut anzugehen. Schon erwähnt wurde ein Text, der über eine eher zurückhaltende Haltung von Personal in Bibliotheken berichtete (Westbrook 2015), welches grundsätzlich allen Menschen die gleichen Angebote machen will, aber explizit eine Rolle als „social worker“ ablehnt. Weiter scheint die konkrete Haltung des Personals in Bibliotheken zum Thema Armut bislang nicht untersucht.

Was es aber gibt, sind Studien zur Haltung von Personal in Einrichtungen, die zum Teil mit Bibliotheken vergleichbar sind, insbesondere Schulen, in denen Lehrerinnen und Lehrer auch regelmäßig mit Kindern und Jugendlichen, die in Armut leben, zu tun haben. Die Ergebnisse sind irritierend. Lehrpersonen scheinen oft dazu zu tendieren, Armut als individuelles Problem einzelner Kinder und Jugendlichen anzusehen und oft davon auszugehen, dass sich diese nur anstrengen oder „richtig“ verhalten müssten, um z.B. schulische Probleme zu lösen. Es wird zum Teil zugestanden, dass es diese Kinder und Jugendliche „schwer“ hätten, aber als individuelles Problem, dass ähnlich wäre, wie andere individuelle Probleme. Weder wird die Kontinuität und Schwere der Probleme gesehen, noch oft überhaupt, dass es sich um Armut – und nicht eben „nur“ um zerrüttete Familien etc. – handelt. Eingeschränkt

werden muss, dass die meisten diese Untersuchungen in englischsprachigen Staaten durchgeführt wurden. (McKay & Devlin 2016; McGregor 2015) Die Lehrpersonen scheinen jeweils ein in der Gesellschaft verbreitetes „Wissen“ bzw. den jeweils vorherrschenden Diskurs über Armut mitzutragen, auch wenn sie ständig mit Kindern und Jugendlichen in Armut Kontakt haben und somit anderes lernen könnten. Eventuell ist also die individuelle Zuschreibung an Kinder und Jugendliche für ihre jeweilige Situation in den deutschsprachigen Staaten nicht so gross, weil dies – im Gegensatz zu Grossbritannien, Australien oder den USA – nicht der fast unangefochtene Diskurs über Menschen in Armut ist. Zu erwarten ist aber, dass die Struktur – Lehrpersonen und wohl auch Bibliothekarinnen und Bibliothekare folgen inhaltlich eher dem Mainstream – ähnlich sein wird. (Für das Personal in deutschen Kindergärten, das wohl auch strukturell ähnlich zu Lehrpersonen oder Bibliothekspersonal ist, und der Verbreitung ethischer Stereotype unter diesem siehe Kratzmann & Pohlmann-Rother 2012; für Wahrnehmungen von Armut bei US-amerikanischem Betreuungspersonal für Kinder Carlson 2016.)

Dies führt zu der Vermutung, dass Bibliothek, die sich gegen Armut oder für Menschen in Armut engagieren wollen, auch damit beschäftigen müssen, wie sich ihr Personal vorstellt, wie Armut „funktioniert“ und z.B., welche „Schuld“ oder Nicht-Schuld Menschen in Armut an ihrer Situation tragen. Erst, wenn das Personal überhaupt einen Grund sieht, dass das Leben von Menschen in Armut verbessert werden sollte, kann man erwarten, dass Bibliotheken zumindest grundsätzlich daran auch ein Interesse hätten. Ansonsten verbleiben wohl alle Überlegungen auf der Ebene der reinen Möglichkeiten.

## Vorarbeiten für ein Modell: Fragen im Urzustand

Kehren wir nach diesem Überblick zurück zu der Idee, ein Modell zu erstellen, das die Möglichkeiten von Bibliotheken in Bezug auf Armut aufzeigt. Nachdem wir eine Methode (Gedankenexperiment mit dem Urzustand) gewählt und eine Sammlung von Wissen zum Themenbereich angelegt haben, geht es nun darum, die gewählte Methode anzuwenden. Wir werden auf der Basis der Informationen, die wir dargestellt haben, Fragen formulieren, die dann im Gedankenexperiment beantwortet werden. (Dieses Kapitel) Aus diesen Antworten werden wir ein erstes moralisch fundiertes Modell dazu, was Bibliotheken „sollen“, formulieren. (Kapitel „Ein erstes Modell dazu, was Bibliotheken in Bezug auf Armut tun sollen“) Anschliessend werden wir diskutieren, was genau dies für Bibliotheken heisst. (Kapitel „Einige Hinweise für die bibliothekarische Arbeit“)

### Erste Frage: Sollen Bibliotheken sich gesondert um Menschen in Armut bemühen?

Diese erste mögliche Frage haben wir in einem früheren Kapitel (Unterkapitel „Eine Entscheidung im Urzustand“) schon beantwortet: *Ja, Bibliotheken sollen sich in einer sozial gerechten Welt gesondert um Menschen in Armut bemühen, solange dies nicht die Nutzung der Bibliothek für Menschen in anderen sozialen Lagen einschränkt.*

## Zweite Frage: Sollen Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen, ein besseres Leben zu führen, indem sie aus Armut aussteigen?

In unserer Sammlung von Informationen fehlt ein eigentlich zu erwartendes Thema: Der Ausstieg aus der Armut. Man würde Sammlungen von Beispiele von Menschen erwarten, welche den Ausstieg aus der Armut geschafft haben und, von diesen abgeleitet, Hinweise darauf, wie dies allgemein funktioniert. Immerhin: Wenn Armut in der Politik thematisiert wird, ist eines der grossen Themen das Versprechen, dafür zu sorgen, das möglichst vielen Menschen dieser Ausstieg gelingt. Gleichzeitig sind unsere sozialen Sicherungssysteme, zumindest der Idee nach, grundsätzlich alle daraufhin ausgerichtet, Menschen diesen Ausstieg zu ermöglichen. Es gibt Ausnahmen, gerade die Rente oder die Versorgung von Menschen, die aufgrund von Beeinträchtigungen nicht am Arbeitsmarkt teilnehmen können, aber ansonsten sind die Systeme immer als „Übergangszahlungen“ konzipiert, verbunden mit Hilfestellungen (z.B. Finanzierung von Weiterbildungen), die darauf zielen,<sup>47</sup> Menschen diesen Ausstieg aus Armut zu ermöglichen, egal ob Hartz IV oder Sozialhilfe. (Neumann 2016; Butterwegge 2015; Riedi et al. 2015; Dimmel, Schenk & Stelzer-Orthofer 2014; Schuway & Knöpfel 2014)

Warum gibt es dann so wenig Texte über Menschen, die aus dieser sozialen Situation „aussteigen“? Eine Antwort darauf mag sein, dass das langfristig nicht so oft passiert, wie man vielleicht aufgrund der Organisation der sozialen Sicherungssysteme erwar-

---

47 „Angeblich darauf zielen“, werfen meine marxistischen Freundinnen und Freunde ein, weil sie, wie schon gesagt, davon ausgehen, dass der Kapitalismus strukturell immer Armut produzieren wird.

ten würde, zumindest nicht langfristig und sicher. Viel eher steigen Menschen in eine unsichere Sphäre, in der sie zwar nicht arm sind, aber sehr schnell in diese Lage „zurückfallen“ können. Daneben gibt es eine erschreckend grosse Zahl von Menschen, die kontinuierlich arm bleiben. Es gibt dennoch Gruppen, welche Armut tatsächlich überwinden, die sich allerdings durch bestimmte Charakteristika auszeichnen, welche sie gerade nicht mit vielen Menschen teilen, insbesondere Menschen, die in der Zeit ihrer höheren Ausbildung – aber nicht unbedingt davor – arm sind, dann aber nach ihrem Master oder ihrer Promotion (wieder) in den Mittelstand aufsteigen, indem sie auf besseren Stellen in den Arbeitsmarkt einsteigen oder aber, ähnlich, junge, familiäre oft nicht gebundene und gut ausgebildete Personen, die in Gegenden ziehen können, in dem der Arbeitsmarkt für sie besser ist. Ansonsten ist die Reduktion (oder das Wachstum) von Armut in den deutschsprachigen Staaten, weiterhin vor allem oft mit der Situation des Arbeitsmarktes verbunden, nicht mit individuellen Charakteristika. Entgegen vieler Hoffnungen auf Arbeitsmarkteffekte durch Bildung oder Förderung von Selbstständigkeit, sind die deutschsprachigen Gesellschaften nicht wirklich von sozialer Durchlässigkeit gezeichnet. (Immer noch mehr als andere Gesellschaften, aber viel zu wenig, um z.B. von einer Meritokratie zu sprechen.) (Falcon 2016; Hartmann 2013)

Es gibt vielleicht einfach zu wenig konkrete, verallgemeinerbare Fälle von Menschen, die aus der Armut „aussteigen“ und die nicht durch Veränderungen des Arbeitsmarktes oder der Herkunftsfamilien zu erklären sind. Oder aber, die Vorschläge, die es gibt – Bildung, Anstrengen, immer wieder Probieren, Pläne machen –, werden schon von so vielen Menschen gelebt, dass sie nicht mehr

als besonders wirksam – d.h. einen Vorteil gegenüber anderen verschaffend – verstanden werden können.

Wenn wir jetzt im Gedankenexperiment die Fragen vorlegen wollten – und das werden wir tun –, ob Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen sollen, aus Armut auszusteigen, müssen wir anmerken, dass wir nicht wirklich sagen können, was das bedeuten soll. Vieles – z.B. „Zugang zu Bildung schaffen“ – scheint banal und vor allem bleibt es unkonkret, anderes – Entwicklungen des Arbeitsmarktes – scheint nicht von Bibliotheken beeinflussbar zu sein. Es drängt sich als Frage nur auf, weil es ein berechtigter Wunsch ist: Möglichst niemand soll arm sein müssen.

Legen wir die Fragen im Urzustand vor, wie würde die Entscheidungsfindung ablaufen? Wir erinnern uns: Die Menschen dort würden wissen, dass es in der Welt, über die sie entschieden und in der sie anschliessend leben müssten, Armut geben würde – sie würden aber nicht wissen, ob sie selber davon betroffen wären. Grundsätzlich würden sie begrüßen, wenn Menschen in Armut dabei unterstützt würden, aus der Armut auszusteigen, soweit das möglich ist, schon, da es sie selber treffen könnte. Aber nach unserer Darlegung, dass wir eigentlich nicht wissen, wie das passieren sollte, würden sie ihre Antwort einschränken. Es scheint nicht sinnvoll, zumal zu erwarten ist, dass nicht unendlich viel Zeit oder Mittel zum Experimentieren vorhanden sind, einfach irgendwie zu „helfen“. Nicht zuletzt, weil diese Hilfe ohne klares Ziel unnötig in das Leben von Menschen in Armut eingreifen könnte.

Mit diesen Einschränkungen würde die Antwort wohl wie folgt aussehen: *Ja, Bibliotheken sollten zuerst überlegen, ob und wie sie wirklich Menschen in Armut beim Ausstieg aus dieser helfen können. Wenn sie Wege dazu finden, wie immer wieder vermutet wird, sollen sie solche Angebote machen. Ansonsten nicht.*

### Dritte Frage: Sollen Bibliotheken Menschen in Armut dabei unterstützen, ihren jetzigen Alltag besser zu leben?

Ein Bereich, über den wir relativ viele Informationen haben, ist das Leben, das Menschen in Armut in unseren Gesellschaften führen. Mit ähnlichen Zielen und Hoffnungen auf ein „normales Leben“, wie es die meisten Menschen haben, allerdings auf der Grundlage von viel weniger ökonomischen Mitteln und eingeschränktem Zugang zu Infrastrukturen, mit einer ständigen Erfahrung des Scheiterns von Plänen. Und, weit mehr als Menschen in anderen sozialen Lagen, davon bedroht, dass der jeweils „normale Alltag“, den sie sich einrichten können, radikal gestört und dann schlechter werden könnte. (Mit einigen Hinweisen darauf, dass in dieser Sozialschicht etwas mehr die strukturellen Gründe für die unterschiedlichen Positionen innerhalb der Gesellschaft gesehen und z.T. weniger auf reinen Individualismus Wert gelegt wird, als in anderen Sozialschichten. (Paton 2014))

Für diesen prekären Alltag ist es u.a. wichtig, sich darauf verlassen zu können, dass Infrastrukturen – wie Bibliotheken – auch weiter so funktionieren, wie sie funktionieren (also in dem Rahmen, in dem sie jeweils von Ihnen genutzt werden), dass sie, mit anderen Worten, verlässlich sind. Sinnvoll ist auch, wenn sie trotz dem prekären

ren Alltag Agency ermöglichen, also Menschen die Möglichkeit geben, Dinge zu tun, wie sie sie wollen (oder auch, Dinge nicht zu tun). Die Soziale Arbeit – das wurde schon dargestellt – zielt oft darauf, Menschen Handlungsfähigkeiten wiederzugeben. (Deller & Bracke 2014; Thiersch 2014; Hering 2013; Debiel et al. 2012)

Bibliotheken, so eine offenbar immer wieder im Hintergrund von Vorstellungen zum Themenfeld Bibliothek und Armut vorhandene Vermutung, scheinen gut als Infrastrukturen dieser Art funktionieren zu können: Relativ verlässlich in ihrer Funktion (wenn auch oft der Obsession verfallen, sich ständig verändern zu müssen), leicht zugänglich, relativ offen zu nutzen. Wie ebenso erwähnt, gibt es immer wieder Anekdoten über einzelne Personen, die vermutlich in Armut leben und eine Bibliothek regelmässig nutzen, wenn man mit Kolleginnen und Kollegen über das Thema spricht.<sup>48</sup>

Gleichzeitig aber wissen wir, wie ebenso schon dargelegt wurde, wenig über die tatsächliche Nutzung von Bibliotheken durch Menschen in Armut. Wie gesagt, tauchen sie in der Bibliotheksforschung kaum auf. Wir können also nur vermuten, dass aber einigermassen begründet, dass sie gut dafür genutzt werden könnten, den Alltag von Menschen in Armut zu unterstützen. Legen wir also auch diese Frage im Urzustand vor.

---

48 Das deutet darauf hin, dass zu viele und zu radikale Veränderungen von Bibliotheken – die sonst oft als notwendig für die Zukunft von Bibliotheken angesehen werden – auch negative Auswirkungen auf Menschen in Armut haben können. Aber wie wäre das zu überprüfen?

Sicherlich wird es bei der von uns gedachte Diskussion einige Bedenken geben: Ist es wirklich gut, den Alltag von Menschen in Armut zu erhalten? Sollten sie nicht eher unterstützt werden, diese soziale Situation zu verlassen? Das ist eine oft geäußerte Überlegung, insbesondere befördert durch die Diskurse, die unterstellen, dass Menschen sich absichtlich in Armut einrichten und dort verbleiben würden, würden sie dabei „unterstützt“. Diesen Einwurf kann man allerdings durch zwei Fakten entkräften. Zum einen stimmt es einfach nicht, dass Menschen in Armut nicht versuchen würden, ihre Situation zu verlassen. Sie haben allerdings viele Erfahrungen damit, es nicht schaffen. Das ändert sich nicht dadurch, dass man ihren Alltag schwieriger macht. Und zweitens ist anhand der Armutsstatistiken sichtbar, dass Armut ein strukturelles Problem ist, dass auch durch die grössten Anstrengungen der einzelnen Individuen nicht einfach verschwinden wird. Einige Menschen werden leider noch lange in Armut leben, teilweise durch die gesellschaftlichen Strukturen bedingt, z.B. Alleinerziehende, die für ihre Arbeit so wenig Geld erhalten, dass sie nicht die Zeit und die Möglichkeiten haben, eine andere Arbeit zu finden oder noch eine zusätzliche Bildungsaktivität für den Aufstieg im Arbeitsmarkt zu absolvieren.<sup>49</sup>

Unter diesen Voraussetzungen können wir annehmen, dass die Menschen im Urzustand schliesslich, ausgehend von ihren eigenen Interessen, entscheiden würden: *Ja, Bibliotheken sollten Menschen in Armut dabei unterstützen, ihren Alltag besser zu gestalten, insbesondere, wenn dies heisst, die schon geleistete Arbeit verlässlich weiterzuführen.*

---

49 Mehr Lohn bei weniger Arbeitszeit würde in dieser Situation helfen, aber das ist nicht das Thema dieses Buches.

Gleichzeitig bleibt die Unklarheit, ob dies tatsächlich funktioniert. Besser wäre es wohl, es genauer zu wissen.

## Vierte Frage: Sollen Bibliotheken für Menschen in Armut „Sozialarbeit“ leisten?

Wir haben jetzt schon mehrfach angesprochen, dass das Personal in Bibliotheken sich zum Teil explizit dagegen verwahrt, „Sozialarbeit“ zu leisten. Diese Weigerung zeigt auch, dass die Soziale Arbeit als ein Berufszweig angesehen wird, welcher direkt mit und für Menschen in Armut zu tun hat. Es gibt oft eher ungenaue Vorstellungen davon, was die „Sozialarbeit“ tut, welche Ziele sie hat, welche Methoden etc. Und selbstverständlich ist dies auch innerhalb der Sozialen Arbeit nicht vollständig geklärt. (Erath & Balkow 2016; Deller & Brake 2014) Trotzdem grenzen sich Bibliotheken und Bibliothekspersonal zum Teil von dieser ab.

Grundsätzlich arbeitet die Soziale Arbeit aber mit Menschen in schwierigen sozialen Lagen – Armut kann davon eine sein, ist aber auch nicht die einzige –, versteht sich als parteiisch für diese Klientinnen und Klienten und versucht, nicht so sehr deren Probleme „zu lösen“, sondern sie zu ermutigen und in die Lage zu versetzen, dass selber zu tun.<sup>50</sup> (Ansen 2006) Wichtig ist, dass die heutige Soziale Arbeit davon ausgeht, dass die Menschen, mit denen gearbeitet wird, eigene Interessen und Handlungsmöglichkeiten, d.h. Agency, haben. Deshalb auch der Begriff Klientin / Klient, der oft

---

50 Meine marxistischen Freundinnen und Freunde nennen das gerne „systemerhaltend“, weil es z.B. nicht das System der Sozialen Sicherungssysteme zu verändern versucht, sondern „nur“ Menschen dazu befähigt, sie besser zu nutzen. Aber das ist keine neue Erkenntnis, sondern ein Thema, welches in der Sozialen Arbeit selber oft diskutiert wird. (Erath & Balkow 2016)

für sie verwendet wird, als Person, die einen Auftrag gibt und die mitarbeitet muss und will, damit etwas entsteht.

Zurück zu den Bibliotheken. Wenn es darum geht, über Bibliotheken und Armut nachzudenken, kommt offenbar auch oft die Idee auf, sich von der Sozialen Arbeit abzugrenzen. Zum Teil mag das auf einem Missverständnis beruhen, nämlich der Vorstellung, dass Soziale Arbeit hiesse, für Menschen in schwierigen Lagen Probleme zu lösen. Das ist es nicht (mehr) das, was Soziale Arbeit tut. Teilweise aber wird es weitergehende Argumente dagegen gegeben: Die Bibliothek hätte einen anderen Fokus, sie hätte nicht die Ressourcen (und vor allem gerade nicht das Wissen, um Prozesse des „Selber-Tuns“ zu unterstützen), die notwendig wären, um diese Arbeit zu leisten, nicht die Zeit, sich auf diese Arbeit einzulassen, das Personal hätte andere Interessen (sonst wäre es ja Sozialarbeiterin / Sozialarbeiter geworden), das Ziel von Bibliotheken wäre ein anderes, z.B. die Leseförderung. Gleichwohl gibt es auch Argumente dafür: Die Bibliothek will ein Ort für alle sein, sollte also auch daran arbeiten, dass alle sie nutzen können; sie hat zumindest für einige Menschen in schwierigen sozialen Lagen – hier Armut – einen Habitus, der in der Sozialen Arbeit als förderlich angesehen wird (es wird ihr vertraut, sie wird als positive Infrastruktur angesehen etc.). Insoweit drängt sich die Frage auf, ob Bibliotheken für Menschen in Armut (auch) Soziale Arbeit leisten sollten, die wir im Urzustand vorlegen können.

Wie würden die Menschen im Urzustand entscheiden? Wieder würden wir davon ausgehen, dass sie wissen würden, dass es Menschen in Armut geben wird, dass aber nicht klar wäre, ob sie dazu

gehören würden. Sie würden aus unserer Darstellung wohl ziehen, dass wir nicht genau wissen, was „Soziale Arbeit“ in Bezug auf Bibliotheken eigentlich heissen soll. Grundsätzlich würden sie aber vielleicht merken, dass es eine andere Profession gibt, halt die Soziale Arbeit, die genauer weiss, wie und was getan werden könnte. Sie müssen, dass ist Teil unseres Gedankenexperiments, eine Entscheidung treffen, auch wenn sie uns lieber losschicken würden, um die Fragen nochmal genauer zu klären und dann mit klareren Argumenten wieder zu kommen.

So aber diskutieren sie, dass offenbar ein Teil des Personals in Bibliotheken, nicht als Teil der Sozialen Arbeit agieren möchte und dass auch nicht ganz klar ist, wie diese Soziale Arbeit stattfinden sollte. Deshalb ist ihre Antwort, als grundsätzliche Richtlinie: *Nein, Bibliotheken sollten keine explizite Soziale Arbeit für Menschen in Armut leisten.* Allerdings, wie gesagt, wieder mit dem Hinweis, dass die Frage wieder vorgelegt werden könnte, würde sie zuvor besser geklärt.

## Fünfte Frage: Sollen Bibliotheken spezifische Literatur in Bezug auf Menschen in Armut anbieten?

Die Hauptaufgabe von Bibliotheken, trotz aller Diskussionen um ihre zukünftigen Aufgaben, bleibt das Anbieten und Betreuen des Bestandes.<sup>51</sup> Insoweit ist es auch sinnvoll, sich zu fragen ob und

---

51 Wie zu Beginn des Buches gesagt, reden wir hier von Öffentlichen Bibliotheken, nicht von Wissenschaftlichen. Dort wäre diese Bemerkung auch nicht vollständig falsch, würde aber in einem anderen Kontext – Lizenzen, Patron Driven Acquisition etc. – stehen und genauer heissen „Anbieten des Zugangs zu Medien und Daten“.

wenn ja, wie sich dieser Bestand auf Menschen in Armut und wie sich deren Alltag, von dem wir einiges dargestellt haben, auf den Bestand auswirken sollte. Anders gefragt: Sollte es einen spezifischen Bestand geben? Und wenn ja, welchen?

Ein Argument gegen spezifische Bestände ist, dass der Anspruch der Bibliotheken, Einrichtungen für alle zu sein, heute umgesetzt wird mit dem gleichen Bestand für alle. (Also für alle gleich zugänglich.) Es gibt, davon abweichend, z.B. in einige Bibliotheken einen Bestand an Grossdruck-Büchern für Menschen, die aufgrund des Zustands ihrer Augen nicht (mehr) mit normal gedruckter Schrift- und Bildgrösse zurecht kommen. Aber Menschen in Armut sind von einer sozialen Situation betroffen, die sie zu einer Gruppe macht, nicht von einer gesundheitlichen.

Was Bibliotheken oft tun, ist, bei strategischen Entscheidungen einen Fokus auf „Zielgruppen“ zu legen. Allerdings scheinen die aktuellen Bestände oft erstaunlich abstinert in den bibliothekarischen Strategien – zumindest den schriftlich dargelegten –, die mit Zielgruppen operieren. Es wird eher über andere Angebote (Bibliothekscafés, Bibliotheksralleys, Makerspaces, Ausstellungen) nachgedacht, nur selten über konkrete Bestände, die für oder wegen „Zielgruppen“ gesondert angeschafft werden müssten. Insoweit lässt sich für unsere Frage zum Bestand kaum an dieser „Zielgruppenarbeit“ anschliessen.

Implizit scheint dieser seltenen Thematisierung des Bestandes die Vorstellung zugrunde zu liegen, dass der Bestand von Bibliotheken an sich gut und für alle Menschen ähnlich passend wäre, und das seine Nutzung jeweils eine individuelle Wahl wäre, keine, die auf Gruppenzugehörigkeit zurückgeführt werden könnte. Aller-

dings, darauf haben wir hingewiesen, ist das literarische Interesse gerade nicht einfach individuell, sondern zu einem relevanten Teil von der Zugehörigkeit zu sozialen Schichten geprägt. (Sarroub & Pernicek 2016; Atkinson 2016)

Doch was ergibt sich daraus für Bibliotheken? Haben sie die Aufgabe, wenn sie sich mit dem Thema Armut beschäftigen, einen gesonderten Bestand, für den sich Menschen in ökonomisch schwächeren Schichten eher interessieren, anzuschaffen?

Wir legen auch diese Frage im Urzustand vor. Wieder wissen die Menschen in unserem Gedankenexperiment von der Existenz verschiedener sozialer Schichten und durch unsere Darlegung auch, dass gewisse literarische Vorlieben mit den sozialen Schichten, denen Menschen angehören, korrelieren, trotz aller Betonung von Individualisierung. Insoweit würden sie es als fair ansehen, wenn Bibliotheken ihre Bestände grundsätzlich auch an den Interessen von Menschen in Armut orientierten (eigentlich an den unterschiedlichen Interessen aller Schichten, aber das ist nicht die vorgelegte Frage); auch wenn sich wohl die Ausgestaltung dieses Anspruchs in den konkreten Bibliotheken schwierig gestalten wird: *Ja, Bibliotheken sollten mit ihrem Bestand auf die literarischen Interessen von Menschen in Armut eingehen.*

## Sechste Frage: Sollten Bibliotheken Menschen in Armut an mehr (oder andere) Bildung heranführen?

Das Bibliotheken eine Rolle im System der Bildungseinrichtungen spielen und gleichzeitig eine Infrastruktur für informelles – also vollständig ausserhalb von Bildungseinrichtungen stattfindendes, selbst-organisiertes – Lernen bilden, ist ein oft vermuteter, aber kaum nachgewiesener Zusammenhang. (Schuldt 2010a) Wir können wenig über die tatsächlichen Effekte von Bibliotheken auf Lernaktivitäten sagen, aber sehr wohl darauf verweisen, dass dieser Zusammenhang nicht nur in der bibliothekarischen Literatur postuliert, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit vermutet wird.

Gleichzeitig gibt es immer wieder die Vermutung, dass Menschen durch Bildungsaktivitäten den Ausstieg aus der Armut bewältigen können. Auch das ist strukturell weniger belegt, als es vielleicht den Anschein hat, es gibt aber (a) diese Vermutung, die auch hinter vielen Programmen zur Armutsbekämpfung steht und (b) eine Anzahl von individuellen Fallbeispielen, in denen dies tatsächlich geschehen ist: Jemand lebte in Armut, lernte viel und hart, stieg danach im Arbeitsmarkt auf und entkam der Armut. Diese Beispiele werden z.B. in Biographien und biographischen Notizen verbreitet. Allerdings haben sie immer das Charakteristikum, auf einzelne Personen oder kleine Gruppen bezogen zu sein. Offenbar wird Bildung heute – im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, in denen Bildung in zahllosen sozialen Bewegungen, z.B. den Frauenbewegungen, der Arbeiterbewegung, antikolonialen Befreiungsbewegungen oder gleich, Stichwort Aufklärung, der „ganzen

Menschheit“ (bei der dann wieder viele Gruppen ausgeschlossen worden) als Lösung gegen strukturelle Ausgrenzungen angesehen wurde – kaum noch als Mittel für den gesellschaftlichen Aufstieg ganzer Gruppen angesehen.<sup>52</sup>

Aber: Auch diese Vorstellung ist mit wenig Empirie untermauert. Sie geht vielmehr davon aus, dass Menschen in Armut eher „bildungsfern“ seien – wie schon gesagt ein Begriff, bei dem ein moralisches Urteil mitschwingt, wenn er auch „nur beschreiben“ soll –, was impliziert, dass diese Bildungsferne zu überwinden sei, obwohl sich die Studien, die sich unter anderem mit den Bildungsaspirationen von Menschen in Armut befassen, zeigen, dass diese – ausser bei einer sehr kleinen Zahl expliziter Verweigererinnen und Verweigerer – Bildung, genauso wie Personen aus anderen sozialen Schichten, per se gut und wichtig finden. Eher scheint es, als würden „gelernte Erfahrungen des Scheiterns“ bei Bildung (die Erfahrung, für dumm gehalten zu werden und sich irgendwann so zu fühlen) die tatsächlich eingenommene Position der Menschen in Armut zur Bildung zu erklären. Grundsätzlich aber, egal in welcher sozialen Situation, finden heute (in den deutschsprachigen Staaten) praktisch alle Menschen, dass Bildung gut wäre, wenn schon nicht für sich, dann für die Kinder und Jugendlichen.

Und sicherlich gibt es auch andere Gründe für Bildung als einen Einstieg in den oder Aufstieg im Arbeitsmarkt, z.B. die höhere Durchsetzungskraft im öffentlichen Diskurs, die oft mit einer höheren Bildung einhergeht.

---

52 Selbstverständlich nicht, werfen meine marxistischen Freundinnen und Freunde ein, das ist ja das Wesen des Neoliberalismus, alles zu „individualisieren“ und die Existenz gesellschaftlicher Strukturen zu bestreiten.

Zumindest: Der Zusammenhang von Bibliotheken, Bildung und Armut ist von vielen Erwartungen geprägt, die irgendwie sinnvoll erscheinen (mehr Bildung hiesse weniger Armut, Bibliothek seien Bildungsinfrastruktur bzw. Bildungseinrichtungen), die gleichzeitig wenig empirische Basis haben. Dennoch ist es ein Zusammenhang, der beim Nachdenken über Bibliotheken und Armut oft auftaucht. Insoweit ist es nur sinnvoll, im Urzustand zu untersuchen, ob er eine Richtschnur für bibliothekarisches Handeln darstellen soll. Insoweit legen wir die Frage im Urzustand vor.

Wie würden die Menschen in unserem Gedankenexperiment dies diskutieren? Nach unserer Darstellung würden sie sich fragen, was denn Bibliotheken anderes an Bildung bieten würden, dass gerade sie die Unterschiede in der Bildungswirkung ausschalten oder überwinden würden, die andere Bildungseinrichtungen nicht überwinden können? Vielleicht den leichten Zugang und den guten Ruf? Leichten Zugang bieten auch Schulen und doch wirken sie sich offenbar so aus, dass am Ende sozial stratifizierte Gesellschaften reproduziert werden. Zumal Bibliotheken offenbar – zumindest können wir nichts Gegenteiliges zeigen – noch weniger als Schulen ihre Bildungseffekte nachweisen können. Auch scheint das Wissen über Bildung und Armut, dass wir präsentiert haben, darauf hinzudeuten, dass es sich eher um nett gemeinte, aber an der Realität vorbeizielende Versuche handelt, wenn Bildung direkt mit Armutsbekämpfung gleichgesetzt wird. Die Menschen im Urzustand könnten sich vorstellen, dass, falls sie in Armut leben würden und dann offenbar selber bildungsaffin wären – worauf das von uns angeführte Wissen hindeutet – sie es gerade nicht gut fänden, wenn

sie mit noch mehr Bildungsangeboten angegangen würden. Grundsätzlich, wenn sie wüssten, dass diese Angebote ihnen als (potentielle) Menschen in Armut in ihrer spezifischen Situation helfen würden, wäre es vielleicht gut. Aber das können wir ja nicht zeigen oder beschreiben. Das heisst nicht, dass sie gegen Bildung oder Bildungsangebote von Bibliotheken wären. Aber, insbesondere wenn sie sich klarmachen, dass sie am Ende auch einer anderen sozialen Schicht angehören könnten, für die dann eventuell in Bibliotheken weniger an Bildungsaktivitäten angeboten würde, wenn sich auf Menschen in Armut konzentriert wird, würden sie die gleichen Bildungsangebote verbunden mit einer Reflexion, wie diese jeweils für Menschen in unterschiedlichen sozialen Schichten wirken, und der Abwägung, dass alle von ihnen profitieren könnten, fairer finden.

Insoweit wäre, zumindest nachdem, was wir bis jetzt zum Thema vorlegen können, ihre Antwort: *Nein, Bibliotheken sollten nicht explizit auf Menschen in Armut bezogene Bildungsaktivitäten anbieten oder versuchen, Menschen in Armut an Bildung heranzuführen.*

### **Siebente Frage: Sollen Bibliotheken versuchen, bei Menschen in Armut das Selbstwertgefühl und die Selbstwirksamkeitserfahrung zu stärken?**

Neben der Idee, Armut mit mehr oder anderer Bildung zu „überwinden“, findet sich in der Literatur zu Bildung und Armut auch immer wieder die Vorstellung, dass es Menschen in Armut helfen würde, wenn sie ein positives Selbstwertgefühl beziehungsweise

eine positive Selbstwirksamkeitserfahrung entwickeln würden. Dies ergibt sich auch aus den Studien zum Leben in Armut: Wenn ein Charakteristikum von Menschen, die in Armut leben, ist, dass sie „lernen“ das sie z.B. an ihrem Leben oder der Gesellschaft, in der sie leben, wenig selber ändern können und das internalisieren, mag das vielleicht mit ein Grund sein, warum sie nicht aus ihrer sozialen Situation aussteigen. Und selbst wenn eine grössere Selbstwirksamkeitserfahrung – die tendenziell Menschen in ökonomisch besser gestellten Schichten auszeichnet – nicht zu mehr Einkommen oder einem grösseren Einfluss auf die Gesellschaft führt, könnte es dazu führen, dass Menschen in Armut in ihrem Alltag besser leben, z.B. indem sie ihre Rechte mehr einfordern oder längerfristige Pläne machen, von denen sie dann auch selber ausgehen, diese wirklich umsetzen zu können. So, stark vereinfacht, die Idee.<sup>53</sup>

Warum das als Thema für Bibliotheken aufbringen? Weil Bibliotheken sich mit der Vermittlung von Literatur befassen und den Anspruch erheben – neben anderen von Literatur Begeisterten –, dass das regelmässige Lesen von Literatur nicht nur „Zeit vertreibt“, sondern positive Effekte auf Wohlbefinden, Denken, Offenheit gegenüber Neuem und halt auch auf das Selbstwertgefühl oder die Überzeugung, das eigene Leben und die eigene Zukunft

---

53 Schweigend legen mir meine marxistischen Freundinnen und Freunde Max Webers „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ auf den Tisch. Sie zweifeln ja gerne, ich persönlich kann mir aber gut vorstellen, dass, wenn Menschen in Armut eher in der Lage sind, ihre eigenen Interessen lauter zu vertreten, wir etwas gerechtere Gesellschaften haben könnten. Sicherlich, wenn sie sich selbst übertölpeln und ihre Interessen z.B. rassistisch oder nationalistisch interpretieren, nicht. Aber rassistisch oder nationalistisch denken und argumentieren, dass macht aktuell (mal wieder) der Mittelstand mehr als Menschen in Armut.

gestalten zu können (ergo: Selbstwirksamkeitserfahrung) hat. (De-wan 2016) Es liegt nahe zu fragen, ob diese beiden Vorstellungen bzw. Ansprüche zusammengebracht werden können.<sup>54</sup>

Allerdings bricht die Fragen an diesem Punkt schon ab. Die Vorstellungen klingen nett, doch insbesondere die Frage, was Literatur explizit fördert, ist zwar oft diskutiert, aber kaum geklärt oder gar empirisch nachgewiesen. Warum? Wohl auch, weil die Wirkung von Literatur gerade oft doch funktionell untersucht wird. Wir können darauf verweisen, dass Menschen, die viel Literatur lesen, sich grundsätzlich damit positiver fühlen, als andere Menschen. Das scheint aber nicht ausreichend, um einen direkten oder indirekten Zusammenhang zur Förderung von Selbstwirksamkeitserfahrungen von Menschen herzustellen. Hinzu kommt, dass wir – wie schon thematisiert – wissen, dass literarische Vorlieben tendenziell mit der soziale Schicht zusammenhängen. Dieser Fakt ist noch schwieriger in Überlegungen dazu, was Bibliotheken in Bezug auf die Förderung von Selbstwirksamkeitserfahrungen tun sollen, einzubauen.

Wir können die Frage im Urzustand vorlegen, aber aufgrund unserer eigenen Zweifel können wir auch schon vermuten, dass sie dort ebenso angezweifelt wird. So ungenau, wie wir argumentieren müssen, eignet sich der vermutete Zusammenhang von Literaturförderung und Förderung von Selbstwirksamkeitserfahrungen nicht, um als ethische Richtlinie für das Handeln von Bibliotheken zu dienen. Die Menschen im Urzustand können wohl auch nicht

---

54 Es hätte auch den schönen Effekt, Literatur einmal nicht rein funktionell zu verstehen.

nachvollziehen, warum Bibliotheken auf dieser geringen Wissensbasis besondere Anstrengungen für Menschen in Armut in diesem Bereich unternehmen sollten. Wieder ist das keine Aussage gegen Literaturförderung an sich, sondern eine Antwort auf die Frage, ob sie unter dieser Voraussetzung „fair“ wäre. Auf diese spezifische Frage ist die Antwort: *Nein, Bibliotheken sollten nicht versuchen, Menschen in Armut mittels Literaturförderung das Selbstwertgefühl oder die Selbstwirksamkeit zu stärken.*

### Achte Frage: Sollten Bibliotheken die Entstehung sozialen Kapitals fördern?

Weiter vorne wurde besprochen, dass eine Reihe von Ansätzen zum Thema Armut davon ausgehen, dass eine Möglichkeit, Menschen den Ausstieg aus Armut zu ermöglichen oder ihren Alltag in Armut besser und selbstbestimmter zu gestalten, darin gesehen wird, deren „soziales Kapital“ – verstanden als Beziehungen, die jemand hat und auf die er oder sie zurückgreifen können – zu erhöhen, insbesondere das „bridging capital“, also die Beziehungen, die aus dem eigenen engeren Umfeld hinausreichen. (Gleichzeitig soll dies zu einer besseren, weniger gespaltenen Gesellschaft führen.) Dem stehen nicht nur Diskussionen gegenüber, die das Konzept „soziales Kapital“ (in dieser Form) und seine Wirkung grundsätzlich bezweifeln, sondern auch der Fakt, dass – wie auch schon dargelegt wurde – Menschen in Armut dazu tendieren, sich auf einen kleinen örtlichen Bereich (Wohnumfeld) und ein kleines persönliches Netzwerk zurückziehen, da sie den verständlichen Wunsch haben, soweit als möglich ihr Leben kontrollieren zu können, was schwierig ist, wenn man sich ständig dem möglichen Scheitern (z.B. auch ökonomisches „Nicht-Mithalten-Können“ im

weiter gefassten Netzwerken) aussetzt. Dieses „Zurückziehen“ wirkt erkenntlich gegen „soziales Kapital“, gerade als „bridging social capital“. (Siehe das Unterkapitel „Bibliothekarische Hoffnungen“)

Es gibt aber auch einige Argumente dafür, dass gerade Bibliotheken ein Ort sein könnten, an dem soziales Kapital gebildet wird, insbesondere wenn man aktuellen bibliothekarischen Debatten folgt. In diesen werden Bibliothek beschrieben als Orte mit geringen Zugangsbarrieren, die zudem die grössten Anstrengungen unternehmen, um lebendige Orte zu sein, die flexibel genutzt werden können und die Kommunikation zwischen Menschen befördern würden. Bibliothekscafés und Makerspaces sind die oft präsentierten Symbole dieser Selbstbilder von Bibliotheken. Als solche scheinen sie gute Orte zu sein, um soziales Kapital zu befördern (wenn man dieses Selbstbild ernst nimmt), also die Bildung und Festigung von sozialen Beziehungen zwischen Menschen, die sich sonst nicht treffen würden, weil sie in anderen Zusammenhängen verkehren.<sup>55</sup> Die Idee wäre, dass sich in der Bibliothek Menschen aus verschiedenen Gruppen treffen würden, weil sie alle dort etwas zu tun fänden und gleichzeitig – z.B. weil es gar keine teuren Getränke und Speisen gibt, die zu konsumieren man sich bemüsstigt fühlen könnte – die Unterschiede soweit eingeebnet wären, dass sie relativ egal würden. An diesem Ort würden dann Menschen Kontakt zueinander aufnehmen und diese persönlichen Beziehungen vertiefen, so dass sie belastbar werden. Vorstellbar ist das, wir wissen aber jetzt auch schon, dass es nicht einfach ist zu

---

55 Wobei uns in diesem Buch ökonomisch unterschiedlich gestellte Kreise interessieren, denkbar wären an sich alle möglichen anderen unterschiedlichen Gruppen, die sich treffen könnten.

zeigen, wer die Bibliotheken benutzt (und, was ja für das Entstehen von sozialen Beziehungen notwendig wäre, auch länger benutzt als zur reinen Medienausleihe). Ob Menschen aus unterschiedlichen sozialen Gruppen überhaupt miteinander kommunizieren, lässt sich wohl gar nicht feststellen. Es bleiben wohl immer Zweifel, ob das funktioniert; aber gleichzeitig auch die Möglichkeit, dass es das gerade doch tut.

Die Frage wäre, ob Bibliotheken versuchen sollten, diese Funktion, die es vielleicht gibt, noch auszubauen. Es ist, dass muss festgehalten werden, schwierig zu sagen, wie genau das funktionieren soll. Mehr Kommunikation zwischen unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzern anregen? Projekte für Nutzerinnen und Nutzer in den Bibliotheken anregen, die sie gemeinsam unternehmen und dabei in Kontakt kommen können? Wie würde man so etwas gestalten, damit Menschen in Armut davon am Meisten profitieren könnten? All das bliebe offenbar zu klären. Aber wir können die Frage in unserem Gedankenexperiment vorlegen und klären, ob Bibliotheken überhaupt den Versuch dazu unternehmen sollten.

Wie würden die Menschen im Urzustand diskutieren? Grundsätzlich wären sie kritisch, da wir (wieder einmal) nur ungenaue Vorstellungen präsentieren können und wenig Genaues. Gleichzeitig können sie das Potential sehen, dass die Bibliothek soziales Kapital fördern könnte. Da die Menschen im Urzustand nicht wissen, welche soziale Position sie in der Gesellschaft, über die sie entscheiden, einnehmen werden, wird auch das Argument wichtig, dass eine Gesellschaft mit mehr sozialem Kapital besser (offener, durchlässiger, mit weniger Angst vor und mit weniger falschen

Vorstellungen von „anderen“ Gruppen) ist, dass also Menschen im Allgemeinen davon profitieren sollten, wenn soziales Kapital gefördert würde. Kritisch ist dabei die Frage, ob nicht (wieder) andere Menschen, als die in Armut, mehr davon profitieren könnten. Aber grundsätzlich scheint es fair zu sein, soziales Kapital zu fördern. Insoweit wäre die eingeschränkte Antwort: *Ja, Bibliotheken sollten soziales Kapital das u.a. zwischen ökonomisch unterschiedlich gestellten Gruppen entstehen sollte, fördern. Sie sollten sich vorher darüber klar werden, was genau das heissen soll.*

### Neunte Frage: Soll die Anonymität in grossen Bibliotheken unterstützt werden?

Eine der wenigen Dinge, die wir über die Nutzung von Bibliotheken durch Menschen in Armut wirklich wissen, stammt gerade aus der Untersuchung über die Nutzung von Menschen ohne festen Wohnsitz, also einer – wie schon dargestellt – sehr kleinen Gruppen von Menschen. (Siehe das Unterkapitel „Zum Thema Obdachlosigkeit“) Es ist, wie gesagt, schwierig, diese Erkenntnisse auf andere Menschen in Armut zu übertragen. Aber es gibt einen interessanten Fakt, nämlich das zumindest in grossen Bibliotheken gerade die Grösse und damit auch Anonymität, welche die Bibliothek bietet, etwas ist, was von Menschen ohne Wohnsitz, welche die Bibliothek nutzen, geschätzt und aktiv genutzt wird, um ihr Leben etwas besser zu gestalten. Sie kommen in die – dann offenbar tatsächlich barrierearme – Bibliothek, um dort gerade nicht aufzufallen und in gewisser Weise für eine bestimmte Zeit „abtauchen“ zu können. Das sie dabei teilweise übertrieben „normal“ zu sein versuchen, ist ein auch schon besprochenes, anderes Thema. Als wir es zuvor diskutierten, haben wir die Frage gestellt, wie sich die Bi-

bibliotheken zu diesem Fakt verhalten sollten. Diese Frage können wir auch in unserem Gedankenexperiment vorlegen. Immerhin wissen wir in diesem Punkt endlich einmal mehr über die tatsächliche Wirkung der Bibliotheken.

Wie würden die Menschen im Urzustand diese Frage diskutieren? Sie würden nicht wissen, in welcher sozialen Situation sie sich später wiederfinden werden. Insoweit könnten sie sich vorstellen, dass, falls sie selber ohne festen Wohnsitz wären, sie selber davon profitieren könnten, eine grosse Bibliothek als Rückzugsort und Einrichtung zu nutzen, in der sie zum Teil ein wenig entspannen, dem Druck des Lebens „auf der Strasse“ entkommen und sich etwas weniger ausgegrenzt fühlen können. Gleichzeitig können sich die Menschen im Urzustand vorstellen, nie in eine solche Situation zu geraten. Dann würden sie unter Umständen eine Einrichtung mitfinanzieren, die entgegen ihrer eigentlichen Ziele – wenn man diese in der Mediennutzung sieht – genutzt wird, allerdings ohne, dass dadurch wirklich Mehrkosten anfallen oder jemand anders – solange die Bibliothek gross genug ist – dafür auf etwas verzichten müsste. Das ist fair. Zumal in die Anonymität „abtauchen“ zu wollen heisst, dass die Menschen ohne festen Wohnsitz gerade nicht auffallen oder andere Nutzerinnen und Nutzer stören würden. Nicht zuletzt würde hinzukommen, dass diese Wirkung mit hoher Wahrscheinlichkeit auch für Menschen in Armut, aber mit festem Wohnsitz, ähnlich sein wird. Insoweit würde diese „Funktion“ auch im Urzustand positiv bewertet werden.

Was allerdings an der Frage irritiert, ist der Teil, wo gefragt wird, ob Bibliotheken diese Funktion fördern sollten. Es scheint,

als würde heutige Bibliotheken schon diese Funktion unterstützen. Wie sollten sie es weiter fördern, ohne andere Funktionen einzuschränken? Wieder würde die Antwort also gewissermassen mit einer „Hausaufgabe“ für Bibliotheken ausgestattet.

*Ja, Bibliotheken sollten die Funktion, mit ihrer „Anonymität“ einen Rückzugsort für Menschen ohne festen Wohnsitz darzustellen, beibehalten. Fördern sollten sie diese Funktion, wenn sie wissen, wie sie das ohne Einschränkung anderer Funktionen tun können.*

## Zehnte Frage: Sollen Bibliotheken eine aufklärerische Funktion über das Leben in Armut übernehmen?

Im Laufe unserer bisherigen Argumentation ist unter anderem sichtbar geworden, dass es eigentlich zum Thema Armut und der Frage, wie der Alltag und das Leben von Menschen in Armut aussieht, relativ viele Materialien, Studien und Daten gibt, gleichzeitig aber wohl auch eine ganze Anzahl von nicht zutreffenden oder auch „nur“ zu einfachen Vorstellungen über diese Leben – die ja mitten unter uns geführt werden – existieren. Sogar bei Personal, dass ständig mit Menschen in Armut zu tun haben. Unsere Gesellschaften – die ja die Strukturen des Lebens in ihnen vorgehen und aufrechterhalten<sup>56</sup> – scheinen sich nicht wirklich bewusst zu sein,

---

56 „Die Gesellschaft“ ist schnell dahergesagt, verweist aber auf den komplexen Zusammenhang, der z.B. seit dem Anfang der Soziologie thematisiert wird: Einerseits besteht die Gesellschaft aus Strukturen, die von Menschen gemacht sind und von Menschen reproduziert werden (und sich historisch gesehen ständig ändern, also auch gar nicht immer so sein müssen, wie sie es gerade sind) und gleichzeitig werden Menschen in diese Strukturen hineingeboren und von ihnen geprägt. Sie bilden den Hintergrund, vor denen die Menschen zu

was sie im Leben einer ganzen Anzahl ihrer Mitglieder anrichten, teilweise aufgrund falscher Vorstellungen und wohl auch falscher Menschen- und Gesellschaftsbilder, teilweise aber auch wegen Nicht-Wissen. Ein Nicht-Wissen, das, was wohl am Meisten irritiert, nicht notwendig wäre. Es liegt in diesem Fall einmal nicht daran, dass es zu wenig Daten gäbe (bezogen auf Armut im Allgemeinen, in Bezug auf Bibliotheken und Armut offenbar schon). Eine nicht allzu fern liegende Idee wäre nun, dass gerade Bibliotheken, die sich ja als Orte der Medien und Informationen verstehen, darauf reagieren könnten, indem sie die Aufgabe übernehmen, diese Daten und dieses Wissen zu verbreiten.

Grundsätzlich beschäftigen sich Bibliotheken beständig damit, Veranstaltungen, Ausstellungen, Sammlungen besonderer Bestände und deren Präsentationen zu planen und durchzuführen. Einige davon sind „klassisch“ – z.B. Lesungen, Vorleseveranstaltungen für Kinder –, einige experimentell oder ganz speziell für eine spezifische Bibliothek konzipiert. Gerade grössere Bibliotheken betreiben diese Veranstaltungsarbeit kontinuierlich, organisiert durch eigene Abteilungen. Aber was ist mit dem Thema Armut? Man kann argumentieren, dass es gut wäre, wenn die Gesellschaft mehr über die gesellschaftliche Realität wüsste, schon in der Hoffnung, dass sie auf der Grundlage dieser Realität – und eben nicht verfehlter Vorstellungen – Entscheidungen trifft, z.B. über die Weiterentwicklung der sozialen Sicherungssysteme. Nicht zuletzt: Wenn die Vermutung stimmt, dass das Personal in Bibliotheken ebenso, wie z.B. Lehrpersonen, falsche oder unvollständige Vor-

---

Individuen werden. Aber eine Diskussion dazu würde sehr weit führen. Hier, im Kontext unseres Buches, heisst Gesellschaft „wir alle, die unsere Gesellschaften bilden, individuell und gemeinsam“.

stellungen vom Leben der Menschen in Armut hat, dann wäre zu hoffen, dass, wenn Bibliotheken sich bei der Darstellung dieser Realität engagieren, dies auch dem Verständnis dieses Personals zugute kommen kann – oft sind diese falschen oder unvollständigen Vorstellungen ja hoffentlich nicht das Ergebnis bössartiger Menschenbilder, sondern unvollständiger Informationen.

Allerdings: Bibliotheken könnten auch zu vielen anderen Themen Informationen verbreiten. Tun sie das? Die Realität scheint doch eher zu sein, dass es zwar immer wieder engagierte Kolleginnen und Kollegen gibt, die sich z.B. um Ausstellung auch zu sozial relevanten Themen – in den letzten Jahren z.B. über Fluchterfahrungen, wobei Bibliotheken damit nicht allein waren – bemühen. Der Mainstream der Themen von Veranstaltungen scheint sich aber auf die Themen Leseförderung, Bibliotheksnutzung und Unterhaltung zu beschränken. Dafür gibt es bestimmte Gründe, z.B. für welche Themen sich Bibliotheken überhaupt kompetent genug fühlen, um Ausstellungen zu organisieren. Falls wir z.B. bestimmen würden, dass Bibliotheken sich in ihren Veranstaltungen und Ausstellungen auch mit Armut beschäftigen sollten, würden wir ein Thema hinzufügen, dass bislang nicht im bibliothekarischen Mainstream – und auch nicht im gesellschaftlichen, wie es in den letzten Jahren eben beim Thema Flucht der Fall war – verankert ist.

Trotzdem: Stellen wir die Frage einmal in unserem Gedankenexperiment. Wie würde sie diskutiert werden? Die Menschen im Urzustand könnten sich wohl vorstellen, dass, wenn sie von Armut betroffen wären, sie davon profitieren könnten, wenn in der gesell-

schaftlichen Diskussion realistisch über ihr Leben berichtet wird. Auch wenn sie nicht von Armut betroffen wären, könnten sie sich vorstellen, dass es fairer und – im Sinne der Hoffnung, dass eine rationale Gesellschaft eine bessere wäre<sup>57</sup> – auch für sich als Teil der Gesellschaft besser wäre, wenn realistisch über diese Leben in Armut berichtet wird. Sie würden allerdings fragen, warum gerade in Bibliotheken. Was zeichnet diese aus, dass gerade sie sich mit diesem Thema befassen sollten? Das wäre nicht einsichtig. Wenn es für sie ein spezifisches Thema wäre, hätten sie es sich wohl schon angeeignet (wie das bei der Leseförderung passiert ist). Es gibt keinen Grund, dagegen zu sein, wenn einzelne Bibliotheken eine aufklärerische Funktion zum Thema Armut übernehmen, aber es gibt auch keinen richtig einsichtigen Grund, gerade ihnen das als Aufgabe („Sollen“) vorzuschreiben. Dies eingedenk wird die Antwort im Gedankenexperiment wohl sein: *Nein, Bibliotheken sollten nicht unbedingt eine aufklärerische Funktion im Bezug auf Armut übernehmen. Sie können es aber tun, wenn sie es selber wollen.*

---

57 Jetzt legen mir meine marxistischen Freundinnen und Freund wortlos die „Dialektik der Aufklärung“ von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno hin.

## **Ein erstes Modell dazu, was Bibliotheken in Bezug auf Armut tun sollen**

Könnte man mehr Fragen in Bezug auf Bibliotheken und Armut stellen, die im Urzustand bewertet würden? Gewiss. Vielleicht wäre das eine Aufgabe des bibliothekarischen Diskurses, schon weil, wie hoffentlich offensichtlich geworden ist, dass sinnvolle Stellen dieser Fragen immer heisst, genügend Fakten und Überlegungen zur jeweiligen Frage zu versammeln, was an sich schon immer eine Übung mit Wissensgewinn darstellt. Das wäre sinnvoll eher eine Aufgabe für eine längerfristige, gemeinsame Arbeit als für ein einzelnes Buch wie dieses hier. Aber schon mit den gerade gestellten und beantworteten Fragen lässt sich ein erstes Modell dazu erstellen, was Bibliotheken in Bezug auf Armut tun sollten. Dieses Modell ist moralisch begründet, basiert auf dem, was wir bislang über das Themengebiet wirklich wissen und was wir begründet vermuten können. Es kann eine Richtschnur für bibliothekarisches Handeln, inklusive der Bewertung des Status Quo, liefern. Und es ist erweiterbar; Fragen lassen sich mit mehr Daten und Wissen, wenn es durch spezifische Studien (deren Fragestellungen wir jetzt besser entwerfen können, weil wir wissen, was noch alles zu fragen wäre) oder einer weitergeführten Debatte im Bibliothekswesen genauer wird, neu oder besser stellen; neue Fragen lassen sich formulieren, Antworten besser begründen. Das Modell ruft eigentlich dazu auf, es durch mehr Debatten und mehr Forschung (oder Ausprobieren) in Bibliotheken zu verbessern.

Was das Modell vorhersagt, ist, dass, wenn Bibliotheken ihm gemäss handeln, sie in Bezug auf Armut (in den deutschsprachigen Staaten) sozial gerecht handeln werden – im Sinne einer normativ begründeten und deshalb hoffentlich von möglichst vielen Menschen akzeptierten Sozialen Gerechtigkeit – und so zu einem sozial gerechten und damit besseren Leben für alle beitragen. Das ist vielleicht nicht der „grosse Wurf“, der alles klärt und dem man sich vielleicht oft wünscht, aber wir haben gesehen, dass das Thema, wenn man ehrlich ist, zu kompakt ist für einen solchen Wurf. Es ist auch nicht die Bestätigung einfacher Vorstellungen vom Zusammenhang von Armut – eher Armutsbekämpfung – und Bibliothek, die (siehe das Vorwort) oft geäussert werden. Wir haben gesehen, dass diese Vorstellungen gut gemeint sind, aber einer genaueren Prüfung nicht standhalten. Es ist auch kein Modell, das sich meine marxistischen Freundinnen und Freunde vielleicht erhoffen, dass zeigte, wie die ganze Armut (und ihrer Überzeugung nach notwendigerweise die Gesellschaft, welche die Armut hervorbringt) überwunden werden kann.

Das alles kann das Modell nicht. Aber was es kann, ist eine Richtschnur für ein sozial gerechtes Handeln zu bieten und gleichzeitig offen zu sein für gesellschaftliche Entwicklungen, die über neue Fragen für das Gedankenexperiment hereingenommen werden können. Das Überprüfen und Testen des Modells zeigt offenbar auch immer wieder Leerstellen auf, die erst mit Daten und Debatten gefüllt und Vorstellungen, die genauer geklärt werden müssen. In anderen Worten leistet es etwas, was gute wissenschaftliche Modelle auch leisten sollen: Es lädt zu Forschungen und Diskussionen ein, die über es selber hinausgehen. Voraussetzung ist, dass

es als Ausgangspunkt von Debatten und Forschungen genutzt wird, nicht als Endpunkt, nicht als fertiges Ergebnis.

Fassen wir noch einmal im Überblick die – begründeten – Aussagen, die unser Modell bietet, zusammen:

1. *Bibliotheken sollten sich in einer sozial gerechten Welt gesondert um Menschen in Armut bemühen, solange dies nicht die Nutzung für Menschen in anderen sozialen Lagen einschränkt.*

2. *Bibliotheken sollten zuerst überlegen, ob und wie sie wirklich Menschen in Armut beim Ausstieg aus dieser helfen können. Wenn sie Wege dazu finden, wie immer wieder vermutet wird, sollen sie solche Angebote machen. Ansonsten nicht.*

3. *Bibliotheken sollten Menschen in Armut dabei unterstützen, ihren Alltag besser zu gestalten, insbesondere, wenn dies heisst, die schon geleistete Arbeit verlässlich weiterzuführen.*

4. *Bibliotheken sollten keine explizite Soziale Arbeit für Menschen in Armut leisten.*

5. *Bibliotheken sollten mit ihrem Bestand auf die literarischen Interessen von Menschen in Armut eingehen.*

6. *Bibliotheken sollten nicht explizit auf Menschen in Armut bezogene Bildungsaktivitäten anbieten oder versuchen, Menschen in Armut an Bildung heranzuführen.*

7. *Bibliotheken sollten nicht versuchen, Menschen in Armut mittels Literaturförderung das Selbstwertgefühl oder die Selbstwirksamkeit zu stärken.*

8. *Bibliotheken sollten soziales Kapital das u.a. zwischen ökonomisch unterschiedlich gestellten Gruppen entstehen sollte, fördern. Sie sollten sich vorher darüber klar werden, was genau das heissen soll.*

9. *Bibliotheken sollten die Funktion, mit ihrer „Anonymität“ einen Rückzugsort für Menschen ohne festen Wohnsitz darzustellen, beibehalten. Fördern sollten sie diese Funktion, wenn sie wissen, wie sie das ohne Einschränkung anderer Funktionen tun können.*

10. *Bibliotheken sollten nicht unbedingt eine aufklärerische Funktion im Bezug auf Armut übernehmen. Sie können es aber tun, wenn sie es selber wollen.*

Nehmen wir aber erst einmal dieses Modell und überlegen im nächsten Kapitel, was es für die Arbeit von Bibliotheken bedeuten kann. Auch das werden nur erste Überlegungen sein können, die aber, wenn umgesetzt, wieder Hinweise dazu geben können, wie das Modell überarbeitet werden kann oder sogar muss.

## **Einige Hinweise für die bibliothekarische Arbeit**

Begründete ethische Richtlinien sind genau das: Richtlinien. Ob sie eingehalten werden oder wie sie eingehalten werden können, ist immer eine weitergehende Frage. Hinzu kommt, dass immer die Gefahr besteht, einfach nur radikal moralisch zu agieren, d.h. erst Grundsätze aufzustellen, dann die Realität anzuschauen – in unserem Fall wäre die Realität das, was die Bibliotheken tun – und dann diese Realität immer, wenn sie nicht genau den Grundsätzen entspricht, als „falsch“ ablehnen. Das aber bringt überhaupt nicht weiter. Vielmehr sollte eine solche „Überprüfung“ der Realität in der Frage enden, wann bestimmte Situationen nicht den begründeten Grundsätzen entsprechen, ohne gleich jemand „Schuldigen“ zu suchen. „Schuldige“ suchen oder Situationen zu personalisieren hilft vielleicht dabei, sich gut und „auf der richtigen Seite“ zu fühlen, aber es verändert nichts. Sinnvoller ist es oft, zu überlegen, was einem „richtigen Handeln“ im Sinne ethischer Grundsätze im Wege steht – zumal es vielleicht hilft, unsere ja doch eher prekär begründeten Richtlinien zu verbessern, weil wir so mehr Fakten und bessere Fragen für unser Gedankenexperiment finden könnten.

Wir können uns aber – wie wir das in diesem Kapitel tun werden – an den Grundsätzen, die wir bisher in unserem Gedankenexperiment erstellt haben, orientieren, um zu beschreiben, wie unserer Meinung nach eine sozial gerechte Bibliotheksarbeit in Bezug auf Armut aussehen kann.

## Die reale Situation von Menschen in Armut zum Thema bibliothekarischer Arbeit machen

Zuerst können wir festhalten, dass Armut und das Leben von Menschen in Armut in unseren Gesellschaften als existent wahrgenommen und in die langfristige Planung bibliothekarischer Arbeit integriert werden muss. Es nützt nichts, diese Realität zu ignorieren und z.B. zu behaupten, alle hätten den gleichen Zugang zur Bibliothek und das sei ausreichend. Eine solche Haltung nimmt die tatsächlichen Barrieren und Potentiale im Leben von Menschen in Armut nicht wahr. Wir hätten vielleicht gerne eine Gesellschaft, in der alle die gleichen Chancen und möglichst wenig Barrieren hätten, in der das Leben für gleich leicht, die Erfahrungen im Leben gleich positiv und die Möglichkeiten gleich offen wären. Die Gesellschaft haben wir aber nicht und zwar strukturell nicht. Das muss beachtet werden, wenn man durch die bibliothekarische Arbeit diese Unterschiede nicht reproduzieren oder gar verstärken will.

Bibliotheken reagieren auf solche Aufgaben – wie wir schon diskutiert haben – seit längerem, indem sie „Zielgruppen“ definieren, denen sie dann Aufmerksamkeit schenken, indem sie versuchen zu bestimmen, was diese Zielgruppen als gemeinsame Interessen und Ansprüche haben, die dann von den Bibliotheken irgendwie „erfüllt“ werden können. Manchmal erschöpft sich das darin, Werbemittel zu gestalten, die solche Zielgruppen dahingehend ansprechen sollen, die Bibliothek und deren (unveränderten) Angebote zu nutzen; oft wird auch versucht, Angebote leicht anzupassen, zu verstärken und manchmal auch neu einzuführen. Grundsätzlich aber funktioniert dieses Bestimmung von Zielgrup-

pen so, dass man – wie in der Werbung, in der dieses Denken auch oft eingesetzt wird – diese Gruppen nach einfachen demographischen Merkmalen bildet, dann mehr oder minder annimmt, dass diese Merkmale auch Gruppen definieren, die gemeinsame Interessen und Anforderungen haben, die dann oft eher geraten als nachgewiesen erscheinen.

Hier ist nicht der Ort, um zu diskutieren, ob das überhaupt sinnvoll ist. Relevant ist hier, dass es für Menschen in Armut nicht sinnvoll ist. (1) Es ist nicht klar, ob eine so grosse Gruppen von Menschen tatsächlich verbindende Interessen hat, die alle oder zumindest die meisten Mitglieder dieser Gruppe „Menschen in Armut“ teilen. Letztlich ist diese Gruppe ja „nur“ über den gemeinsamen Wert ihrer ökonomischen Position und damit einhergehender Erfahrungen definiert.<sup>58</sup> Bei Zielgruppen, die über die Altersgruppe definiert sind, kann man vielleicht vermuten, dass sich aus dem Alter gemeinsame Interessen ergeben,<sup>59</sup> doch bei Menschen, die durch ihre geringen ökonomischen Mittel „definiert“ werden, ist das nicht wirklich sinnvoll möglich. Oder? Welches gemeinsam geteilte Ziel hätte denn diese Gruppe? Eine sozial ausgeglichene Gesellschaft vielleicht, aber das ist nichts, was Bibliothek anbieten

---

58 Hier, endlich mal, ein Einwurf von mir an meine marxistischen Freundinnen und Freunde: War das nicht mal die Hoffnung, dass Menschen aufgrund ihrer sozialen Position prädestiniert wären zur politischen Revolution, wenn sie sich dessen nur bewusst würden? Aber die einen winken nur ab und fragen, ob ich die letzten 70-80 Jahre Diskussion verschlafen hätte, die anderen beginnen, die Frage von Klassenzusammensetzung und „Lumpenproletariat“ zu diskutieren.

59 Wobei das Alter und seine „Aufgaben“ auch einem gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Aber das spricht ja nicht dagegen, dass es gerade deshalb zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt (z.B. jetzt) bei Menschen in einem gemeinsamen Alter und einer für alle ähnlichen sozialen Welt (z.B. unsere Stadt) gemeinsame Interessen (z.B. die Schule zu besuchen und die Adoleszenz durchstehen) gibt.

könnten. (2) Ein anderer Punkt ist, das bei der „Definition“ von Zielgruppen immer wieder – implizit – von zwei Dingen ausgegangen wird: Das diese Gruppen selber Interessen hätten, die die Bibliothek nur noch nicht richtig ansprechen respektive erfüllen muss und das die Bibliothek an sich gut für diese Gruppen wäre (nur das sie dies bislang noch nicht richtig wüssten). Aber das lässt sich, wie sichtbar geworden ist, nicht auf Menschen in Armut übertragen. Menschen in Armut haben oft aufgrund der persönlichen Erfahrungen mit Scheitern und dem – oft indirektem, ungewolltem – Ausgrenzt-werden, mit gescheiterten Plänen und der Organisation des Alltags mit zu wenig Mitteln ihr Umfeld, ihre Kontakte und Erwartungen so organisiert, dass sie in diese Situation „passen“. Sie haben vielleicht die Hoffnung, dass es besser wird, aber sie haben keine einfachen Erwartungen, denen man als Bibliothek entsprechen könnte, um diese damit dann zu aktiven Nutzerinnen und Nutzern der Bibliothek zu machen. Das ist eine Vorstellung, die sich nicht mit dem deckt, was wir über das Leben in Armut jetzt wissen.

Der moralische Anspruch an Bibliotheken, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten für Menschen in Armut zu engagieren, müsste also anders eingelöst werden, als über die Definition einer Zielgruppe. Vielmehr müsste aus der Sicht von Menschen in Armut die Arbeit von Bibliotheken, inklusive aller Angebote, Bestände, Räume, so gestaltet werden, dass sie in ihrem Alltag sinnvoll werden. Z.B. müssten Menschen in Armut Vertrauen „zur Bibliothek“ aufbauen können und zwar in zweierlei Hinsicht: Erstens, das sie verlässlich ist, also wirklich in den eigenen prekären Alltag eingebaut werden kann, ohne Angst haben zu müssen, dass dieser plötzlich „gestört“ wird, und zweitens, das Menschen in Armut nicht

negativ behandelt oder angesehen werden. Viele Bibliothekarinnen und Bibliothekare werden darauf verweisen, dass das schon der Fall ist, dass Bibliotheken verlässliche Infrastrukturen sind, mit kontinuierlichen Angeboten und dass sie Menschen jedweder sozialen Schicht (und anderer Differenzen, aber uns interessiert hier die ökonomische Situation) gleich behandeln. Das mag so sein, deshalb ist es auch richtig, in Bibliotheken ein grosses Potential zumindest für die bessere Organisation des Alltags von Menschen in Armut zu vermuten. Aber Vermutungen sind der eine Teil. Es wäre sinnvoll, dass aus der Sicht von Menschen in Armut zu denken. Ist es für diese möglich, das so zu sehen? Ist es für sie – die hohen Wert darauf legen, dass bisschen, was sie von ihrem Umfeld kontrollieren können, auch zu kontrollieren, also im Rahmen ihres Alltags Agency zu entfalten – möglich, dass selber festzustellen und zu „lernen“?

Ein, wenn auch vielleicht wieder nicht vollständig in den deutschsprachigen Raum zu übertragendes Beispiel, ist dabei die Untersuchung von Dennis Merklen (2013) – die auch schon erwähnt wurde – über die Frage, wieso in den Banlieues in Frankreich bei Protesten neben Autos und Geschäften auch Bibliotheken angezündet werden. Diese Bibliotheken sehen sich selber als „offen für alle“ an, als fortschrittlich, als Einrichtungen eines liberalen, integrativen Frankreich. Sie sehen sich auch als Einrichtungen an, die anders sind als die Schulen, die Ämter, die Polizei, die Soziale Arbeit, nämlich als kulturbezogen und fördernd, nicht als verbietend oder kontrollierend. Also als Einrichtungen, die Gutes wollen und für die Bewohnerinnen und Bewohner der Banlieues – die überdurchschnittlich oft in Armut leben – eine offene, verlässliche, nicht-diskriminierende Einrichtung darstellen. So, wie von Biblio-

theiken im deutschsprachigen Raum auch argumentiert werden könnte. Und dennoch werden die Bibliotheken in den Banlieues, öfter als man denken würde, angezündet, verwüstet, werden ihnen die Scheiben eingeschlagen. Merklen sieht einen Grund dafür darin, dass es einen massiven Unterschied gibt zwischen der Wahrnehmung der Bibliotheken von sich selber und der Wahrnehmung der Bibliothek durch (zumindest einige) der Bewohnerinnen und Bewohner der Banlieues. Diese nehmen die Bibliotheken u.a. gerade doch als Teil des repressiven Frankreich wahr, als in einer Reihe stehend mit den Schulen, den Ämtern, der Polizei; kurzum als etwas, was einem das Leben schwer macht. Es gibt noch andere Probleme zwischen Bibliotheken und den Bewohnerinnen und Bewohner der Banlieues, die Merklen bespricht, aber nur schon auf diese bezogen: Menschen haben offenbar eine Meinung von den Bibliotheken und ihrer Funktion, selbst wenn diese nicht stimmt und wenn stattdessen Bibliotheken tatsächlich so sind, wie sie sich selber darstellen, müssten die Menschen in Armut das erst selber erfahren. Bibliotheken müssten darüber nachdenken, wie sie das erfahrbar machen und dabei gleichzeitig auf die Vorstellungen, die über sie verbreitet sind, eingehen. Die Antwort kann dann nicht einfach sein: Offen und zugänglich.

Eine Voraussetzung, damit bibliothekarische Arbeit den von uns in diesem Buch gebildeten ethischen Anspruch erfüllen kann, auf Menschen in Armut einzugehen, ist wohl, nicht nach Begründungen (oder Marketing-Phrasen) zu suchen, warum die Bibliotheken doch schon so, wie sie sind, gut sind für Menschen in Armut, sondern mit einem emphatischen Blick, der versucht die reale Perspektive von Menschen in Armut einzunehmen, um darauf aufbauend die Arbeit der Bibliotheken zu gestalten. Es muss klar wer-

den, wie Menschen in Armut aus ihrer Situation heraus Bibliotheken sehen und wie sie feststellen sollen, dass die Bibliotheken „die Guten sind“ sowie wie sie ihre eigene Agency dabei behalten können.<sup>60</sup> Merklen schlägt dafür – neben anderen Beständen, als denen, die jetzt in französischen Bibliotheken stehen – das Rausgehen aus der Bibliothek mit „Strassenbibliotheken“ nach südamerikanischen Vorbildern vor. (Siehe u.a. Aubinais (2010)) Aber das ist vielleicht nicht immer und überall die beste Möglichkeit. Doch auch für den deutschsprachigen Raum wäre zu klären, ob Bibliotheken vielleicht von Menschen in Armut dem „Komplex Schule-Ämter-Polizei“ zugeordnet werden und ob sie sich davon distanzieren sollten.

Eine andere Konsequenz, die sich aus einer solchen Sicht auf Bibliotheken ergeben würde, wären, dass man die Vorstellung, die Zukunft der Bibliotheken würde in grossen, zentral gelegenen Multifunktionshäusern liegen, hinterfragen müsste. Wenn Men-

---

60 Auf der Jahrestagung des Arbeitskreises Kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare in Wien 2016 zum Thema Armut und Bibliotheken berichtete eine Kollegin aus einer Öffentlichen Bibliothek, dass sie manchmal die Situation erlebt hätte, dass sie bei Neuanmeldungen Menschen, bei denen sie den Eindruck hätte, dass diese aufgrund ihrer sozialen Lage für Vergünstigungen in Frage kämen, diese angeboten hätte, aber die Personen (im Gegensatz zu Personen, bei denen sie den Eindruck hätte, dass diese komfortabel leben würden, aber trotzdem schnell Vergünstigungen einforderten) oft darauf bestanden hätten, die vollen Gebühren zu zahlen. Nehmen wir einmal an, die Eindrücke der Kollegin stimmen, dann wäre ein Erklärungsansatz dafür, dass diese Menschen die Reduktion gerade deshalb ablehnten, weil sie nicht als Personen in Armut gekennzeichnet werden wollten oder weil sie den Eindruck hätten, als Bittsteller bzw. Bittstellerinnen dazustehen, obwohl es ihr Interesse ist, sich als integrierter Teil der Gesellschaft wahrzunehmen, soweit es möglich ist – und bei Jahresgebühren für Bibliotheken ist dies meist noch möglich. Das ist keine Geschichte, bei der klar wird, wie die Bibliothek hätte „richtig“ darauf reagieren könnte. Aber es ist eine, bei der zumindest klar wird, wie mit einem emphatischen Blick diese an sich vielleicht absurd erscheinende Haltung erklärbar wird.

schen in Armut dazu tendieren, ihren Lebenskreis auf einen kontrollierten Nahbereich zu beschränken, wäre es sinnvoll, wenn man dementsprechend plant, eher viele Bibliotheken bzw. Bibliotheksfilialen zu unterhalten, die sich im Lebenskreis der Menschen befinden, die man unterstützen will. Die Idee, grosse Bibliotheken zentral zu bauen, geht davon aus, dass diese Zentralität Zugang ermöglicht. Das scheint aber eine sehr einfache Sicht auf das Verhalten von Menschen zu sein. Wollte man trotzdem für zentrale, grosse Häuser argumentieren, müsste man, nimmt man emphatisch die Sicht von Menschen in Armut ein, zeigen, wie diese tatsächlich dazu finden sollen, diese zentralen Gebäude in den eigenen Lebenskreis einzubinden. Wie will man das erreichen? Welche Konsequenzen hätte das? (Z.B. könnte es heissen, das sich Menschen in Armut dann lange in diesen zentralen Bibliotheken aufhalten werden wollen, wenn sie schon den Weg auf sich nehmen. Viele unterschiedliche Funktionen in der zentralen Bibliothek und längere Öffnungszeiten werden wohl zumindest dazu beitragen, kommerziell betriebene Restaurants oder Bibliothekscafés eher dagegen wirken. Beachtet man dies aber nicht, kann bei aller Begeisterung über die grossen, neuen Bibliotheken vergessen gehen, dass es vielleicht eher Einrichtungen für die oberen zwei Drittel der Gesellschaft sind, während kleinere, wohnortnahe Einrichtungen für breite Schichten der Bevölkerung wirksam sein könnten.<sup>61</sup>

---

61 Abgesehen von der Frage, ob es nicht doch auch Kindern und älteren Menschen schwerer macht, Bibliotheken zu besuchen, wenn sie nur noch zentral gebaut werden. Aber auch das ist nicht Thema dieses Buches.

## Klären, was (und welche Informationen) für den Ausstieg aus Armut nötig sind

Während der Diskussion zum Gedankenexperiment zu der Frage, ob Bibliotheken den Ausstieg aus Armut fördern sollten (Frage Zwei), mussten wir feststellen, dass es leider nicht einfach ist, zu bestimmen, wie das funktionieren soll, also: Was Bibliotheken anbieten können. Wie dargestellt, leben wir zwar in Gesellschaften, die grundsätzlich davon ausgehen, dass sie meritokratisch wären. Aber, wenn man sich die empirischen Daten anschaut, sind sie es doch nicht, sondern bestehen eher aus sozial wieder mehr und mehr abgeschlossenen Schichten. Es gibt immer Menschen, die auf- oder auch absteigen, aber warum sie Aufsteigen ist kaum zu bestimmen oder gar auf andere Menschen zu übertragen. Wäre es so einfach, würde ein Wissen darüber schon längst z.B. in der Sozialen Arbeit genutzt.<sup>62</sup> Aber wir haben im Gedankenexperiment die Hoffnung nicht aufgegeben, dass es zumindest in individuellen Fällen nicht doch die Möglichkeit geben könnte, Menschen bei ihrem Ausstieg aus der Armut zu unterstützen. Eine Aufgabe bibliothekarischer Arbeit wäre es nun, zu klären, was genau das heisst.

Wie gesagt: Eine „Lösung für alles“ gibt es nicht. Aber vielleicht gibt es Einzelfälle, in denen die Bibliothek eine Ressource, eine Infrastruktur sein kann, die genau die eine zusätzliche, gerade benötigte Unterstützung bietet. Da die Wege aus der Armut individuell zu sein scheinen, werden das auch unterschiedliche, individuelle Unterstützungsleistungen sein. Eventuell ist das einfach der

---

62 Hier machen meine marxistischen Freundinnen und Freunde den Witz, dass das dann wohl diese soziale Marktwirtschaft mit dem Wohlstand für alle wäre, von der man manchmal noch hört.

Raum Bibliothek, der im richtigen Moment Ruhe, Entspannung oder Anonymität bietet; aber das wäre kaum planbar.

Besser einzuplanen wäre der Informationsbedarf von Menschen in Armut, auch weil Bibliotheken sich als Orte der Vermittlung von Informationen verstehen. Welche Informationen? Vor allem solche über die vorhandene Unterstützungsleistungen, die ihnen (potentiell) zur Verfügung stehen. Dafür aber muss die Bibliothek, zumindest jemand, der oder die in ihr dafür zuständig sein sollte, sich mit dem jeweiligen System der Grundsicherung, der Regelwerke dieser Grundsicherung und der vorhandenen Unterstützungsleistungen auskennen. Erst aus einem solchen Wissen, das nationale und lokale Unterschiede aufweist, lässt sich sinnvoll bestimmen, welche Informationen für Menschen in Armut für den Ausstieg aus Armut überhaupt notwendig sein könnten. (Holt & Holt 2010) Hilfestellungen bei Anträgen? Hinweise über Ämter und Unterstützungsvereine? Informationen zur rechtlichen Hilfe? Das Thema ist bekanntlich nicht trivial, was schon die hohen Quoten der Nicht-Inanspruchnahme von zustehenden Hilfeleistungen, die z.T. mit mangelnden oder falschen Informationen erklärt werden, zeigen. (Becker 2015; Bruckmeier 2013; Becker & Hauser 2005) Insoweit liesse sich eine sozial verantwortliche bibliothekarische Arbeit auch daran messen, ob und wie sie sich über die vorhandene sozialen Sicherungssysteme unterrichtet und Informationen zu diesen anbietet.<sup>63</sup>

---

63 Sicherlich wird die Frage auftauchen, ob dies die Aufgabe von Bibliotheken wäre. Darauf liesse sich mit unserem Gedankenexperiment antworten, mit dem wir ja erst auf dieses Thema gekommen sind. Darüber hinaus lässt sich auch darauf verweisen, dass die sozialen Sicherungssysteme und Hilfeleistungen in den deutschsprachigen Staaten alle darauf hinzielen – zumindest offiziell – Menschen zu ermöglichen, aus ihrer sozial schwachen Stellung auszusteigen. Wenn das stimmt, dann ist jede nicht abgerufene Hilfeleistung, die eigentlich

Sicherlich ist das Anbieten von Informationen alleine nicht ausreichend, aber es wäre eine sinnvolle Teilaufgabe. Zumal: Wenn sich jemand erst einmal mit der Frage befasst, wie die sozialen Sicherungssysteme funktionieren und welche Informationen fehlen könnten, ergibt sich wohl auch, dass darüber nachgedacht wird, wie diese Informationen an die „richtigen“ Personen vermittelt werden könnten. Dabei wird – wie wir geklärt haben – von der Bibliothek nicht erwartet, Soziale Arbeit zu leisten und Menschen z.B. beim Beantragen von Hilfestellungen zu beraten. Wichtig wäre aber, dass Menschen sich selbst zu diesen Anträgen informieren können und auch dazu, wo sie Unterstützung erhalten würden. Nicht zuletzt ist klar, dass nur ein Teil der Menschen, die davon profitieren könnten, Informationen dieser Art in Bibliotheken nachfragen oder – wenn sie diese „finden“, was auch zur Voraussetzung hat, dass sie erst einmal überhaupt in die Bibliothek kommen – nutzen werden. Aber gerade dann, wenn die Bibliothek anstrebt, Vertrauen aufzubauen, was immer länger dauert und über persönliche positive Erfahrungen funktioniert, sollte das kein Grund gegen die Beschäftigung mit diesem Thema darstellen. Aus anfänglich wenig Interesse kann mittelfristig, durch den Aufbau von Vertrauen in die „Informationseinrichtung Bibliothek“, eine besondere Funktion der Bibliothek im Leben einiger Menschen in Armut entstehen.

---

jemandem zusteht, eine verpasste Chance dafür, das diese Person perspektivisch aus den sozialen Sicherungssystemen aussteigt.

## Nachschauen, wie Menschen in Armut die Bibliothek tatsächlich nutzen

Wir haben festgestellt, dass es schwierig ist zu sagen, was Menschen in Armut eigentlich genau in der Bibliothek tun, ob sie diese anders oder genauso nutzen, wie Menschen in anderen sozialen Situationen, ob und wie sie die Bibliothek in ihrem Alltag nutzen – und das wohl hauptsächlich aus zwei Gründen: Zum einen, weil Menschen in Armut nicht „einfach sichtbar“ sind und (wenn wir von dem, was wir von Menschen ohne festen Wohnsitz wissen, abstrahieren) eventuell gerade die potentielle Anonymität von (grossen) Bibliotheken mögen. Zum anderen aber auch, weil kaum jemand „nachschaute“, d.h. Menschen in Armut und deren Leben quasi nicht in der Bibliotheksforschung vorkommen. Das führt dazu, dass vieles, was zu Armut und Bibliotheken gesagt werden kann, entweder auf Vermutungen basiert oder aus anderen Kontexten abgeleitet ist. Eine sinnvolle Ausrichtung bibliothekarischer Arbeit ist so selbstverständlich schwer; selbst eine Bestätigung, dass das, was man tut – z.B. eine grosse Bibliothek so zu führen, dass Menschen in Armut in ihr quasi anonym sein können –, für Menschen in Armut gut funktioniert, ist so schwierig zu erbringen.

Eigentlich ist hier die gesamte bibliothekarische Community – inklusive der paar Forschungseinrichtungen, die dazu gehören – gefordert, herauszufinden, wie Menschen in Armut die Bibliothek tatsächlich nutzen. Aber heruntergebrochen auf eine einzelne Bibliothek heisst es erst einmal, dass diese im Rahmen ihrer Möglichkeiten versuchen muss, zu verstehen, wie das bei ihr vor Ort ist – und dass, ohne dabei Menschen in Armut zu stigmatisieren oder beständig auf ihre soziale Situation zu reduzieren. Die Integration

von Fragen zum ökonomischen Status in die Umfragen etc., die durchgeführt werden, ist ein Weg, auch ein aufmerksames Beobachten und Auswerten von Interviews, Fokusgruppen und Alltag – gerade dann, wenn etwas im Raum verändert wird, z.B. billige Kaffeeautomaten abgeschafft und stattdessen Bibliothekscafés eingerichtet werden.

Grundsätzlich sollte eine Bibliothek, wenn sie sich mit dem Zusammenhang von Armut und Bibliotheksnutzung beschäftigt, darauf achten, sich kontinuierlich, neben den anderen kontinuierlichen Aufgaben, zu fragen, wie sie tatsächlich genutzt wird. Das kann dazu führen, dass man Barrieren zur Nutzung erkennt, z.B. dass das Bibliothekscafé vielleicht doch zu teuer ist oder auch, dass man versteht, was an der schon geleisteten Arbeit gut ist und verstärkt werden könnte.

Sinnvoll im Sinne einer langfristigen Arbeit wäre selbstverständlich ein Austausch über diese Ergebnisse innerhalb der Bibliothekscommunity. Ansonsten wird sich die Situation, das vor allem mit Vermutungen gearbeitet wird, nicht ändern.

## Zur Bestandsarbeit

Nur kurz besprochen haben wir den Fakt, dass die literarischen Interessen, die so individuell scheinen, genauso an sozialen Schichten orientiert sind, wie z.B. die Sprache von Menschen. Wenn Bibliotheken ernsthaft auf Menschen in Armut eingehen wollen, müssen sie darauf auch mit ihrer Bestandsarbeit reagieren. Und das selbstverständlich nicht, wie das vor etwas weniger als hundert Jahren diskutiert wurde, mit „Einstiegliteratur“, aus der sich „emporgelesen“ werden soll, sondern mit Literatur, die Menschen

halt mögen. Das sollte – auch wenn man die betreffende Literatur vielleicht selber nicht mag, was man vielleicht ebenso mit der Bindung literarischer Interessen an soziale Schichten erklären kann – heute keine Frage mehr sein.

Aber wie sieht die Bestandsarbeit in Bibliotheken heute aus? Sind sie in der Lage die unterschiedlichen literarischen Interessen so abzudecken, wie es zu erwarten wäre? Zumindest der – aus anderen Gründen nachvollziehbare – Trend zur Auslagerung der Bestandsentscheidungen, z.B. an die ekz oder den SBD, scheint dagegen zu wirken (ebenso wie weitreichende Approval Pläne). Zumindest bislang ist nicht ersichtlich, dass diese konkret auf die unterschiedlichen literarischen Vorlieben von Menschen in unterschiedlichen sozialen Lagen eingehen – im Gegensatz z.B. zu denen in unterschiedlichen Lebensaltern. Implizit scheinen diese Angebote, zumindest für die Belletristik, von einem einigermaßen einheitlichen literarischen Interesse aller Menschen auszugehen.

Eine Bibliothek, die auf den Themenkomplex Armut reagieren möchte, muss die unterschiedlichen Interessen in den unterschiedlichen sozialen Schichten genauso wahrnehmen, wie dies z.B. mit den Lebensaltern passiert. Dazu muss sie die Freiheit der Bestandsauswahl haben – was bei grossen Auslagerungen dieser Entscheidungen schwierig ist – und so, wie dies z.B. bei der Jugendliteratur auch getan wird, sich über Interessen und Angebote auf dem Medienmarkt informieren und auf diese reagieren. Das scheint nicht schwierig oder neu, nur bedeutet es die Akzeptanz des Faktes, dass auch bei literarischen Vorlieben die soziale Situation einen grossen Einfluss hat.

## Was zu unterlassen wäre

Das von uns aufgestellte Modell macht einige Aussagen dazu, was im Bezug auf Armut von Bibliotheken unterlassen werden sollte, insbesondere dann, wenn es gut gemeint ist. Bibliotheken werden sich also auch daran messen lassen müssen, ob sie bestimmte Dinge nicht tun und teilweise auch darauf achten, sie zu unterlassen.

Zuerst zu nennen ist die Tendenz, Bildung als Lösung für die Probleme des Lebens in Armut zu präsentieren. Per se ist es selbstverständlich richtig, dass sich Bibliotheken als Einrichtungen verstehen, die Bildung fördern. Richtig ist auch, dass alle Menschen Zugang zu Bildung haben sollten und dass Bildung Effekte auf das Leben von Menschen haben kann. Aber gleichzeitig verdeckt der beständige Verweis auf Bildung, dass das Problem von Menschen in Armut oft nicht in „zu wenig“ oder „der falschen“ Bildung begründet liegt, sondern in ökonomischen Strukturen, vor allem in Strukturen des Arbeitsmarktes. Zudem leben Menschen in Armut heute in einer Welt, in der ihnen ehemals ständig Bildung als „Ausweg“ angetragen wird. Es wäre nicht herausragend anderes, wenn Bibliotheken das auch täten. Wir wissen nicht, warum Menschen in Armut Bibliotheken besuchen. Vielleicht wollen sie sich entspannen. Oder durch die Bücherregale gehen, um zufällig auf Bücher zu stoßen. Es gibt keinen Grund, sie dann, wenn sie es tun, mit dem gleichen Diskurs von Bildung als einzigen Ausweg aus ihrer Situation in Kontakt zu bringen, dem sie auch ausserhalb der Bibliotheken immer wieder ausgesetzt sind. Wichtig ist, die Möglichkeiten in Bezug auf Bildung, die Bibliotheken symbolisieren, wirkliche allen Menschen anzubieten, ohne einen Zwang zu Bildung und einem bestimmten Ansatz davon zu propagieren, was

„gute“ oder „falsche“ Bildung oder die „richtige“ Haltung zur Bildung ist.

Parallel dazu sollten Bibliotheken darauf verzichten, Hilfeleistungen, von denen die Bibliothek – bzw. deren Personal – annehmen, dass sie Menschen in Armut helfen würden, ohne dass es explizite Nachweise für diese Effekte gibt, zu forcieren. Diskutiert haben wir das anhand der möglichen Förderung von Selbstwertgefühl und Selbstwirksamkeitserfahrungen durch literarische Angebote. (Frage Sieben) Grundsätzlich gilt wieder, dass wir nicht wissen, was Menschen in Armut in Bibliotheken suchen oder tun (wollen), zudem wissen wir wenig Konkretes dazu, wie solche Angebote funktionieren. Solange das der Fall ist, sind solche Hilfestellungen im besten Fall zufällig wirksam, oft aber auch kontraproduktiv. Eine Bibliothek kann also auch daran bemessen werden, wie sehr sie sich mit solchen Angeboten zurückhält.

Damit einher geht auch, auf das Eingreifen in das Leben von Menschen in Armut zu verzichten. Sicherlich ist ein Nachfragen, ob man etwas tun könnte (direkt im Alltag oder auch indirekt in Befragungen, Umfragen etc.) immer möglich. Aber dann ist es besser, dem Lead der Menschen in Armut zu folgen.<sup>64</sup> Die Chance ist gross, dass Menschen in Armut Bibliotheken gerade als die Einrichtung nutzen wollen, in der sie in Ruhe gelassen werden, in der gerade einmal nicht in ihr Leben hineingeredet wird. Die Chance ist auch gross, dass sie Möglichkeiten, die Bibliotheken bieten, erst

---

64 Immer? Sicherlich lassen sich immer Lebenssituationen denken, in denen mehr nötig ist, z.B. Polizei oder Ämter, die eingeschaltet werden müssen, u.a. bei offensichtlicher Vernachlässigung von Kindern. Aber auch abgesehen davon, dass dies ebenso in anderen sozialen Schichten vorkommt, ist das bei Menschen in Armut selten der Fall; so wie die meisten anderen Dinge, die man sich negativ über Menschen in Armut vorstellt.

nutzen werden, wenn sie genau darauf vertrauen können, dass dies nicht passiert.

Weiterhin haben wir festgestellt, dass es sinnvoll wäre – insbesondere für grosse Bibliotheken – weiterhin eine gewisse Anonymität bei der Nutzung von Bibliotheken zu ermöglichen. Spiegelverkehrt heisst das auch, dass sie auf die Ansprache von Personen oder gar die Aufnahme von Daten verzichten müssten, solange sie nicht nötig sind. Dies ist vielleicht gerade in Zeiten, in denen Sicherheitsbedenken teilweise Überhand nehmen, wichtig zu vermerken: Anonymität in grossen Bibliotheken ermöglicht es einigen Menschen in Armut und ohne festen Wohnsitz, ihren Alltag besser zu gestalten. Das sollte nicht einfach negiert werden.

## Soziales Kapital fördernd

Eine Sache, die wir als möglicherweise sinnvoll für Bibliotheken, die sich mit dem Thema Armut beschäftigen wollen, benannt haben, ist, dass Entstehen von sozialem Kapital von Menschen in Armut im Besonderen, aber eigentlich der gesamten Gesellschaft zu fördern. Wir haben einige Zweifel angemeldet: Was genau heisst das? Wie soll es funktionieren? Wir können ergänzen, dass wir bislang nicht wissen, ob die Bibliotheken nicht schon heute soziales Kapital fördern. Gerade Robert D. Putnam, der dieses Konzept von sozialem Kapital prominent gemacht hat, behauptet dies in seinem 2003 publizierten Buch über Initiativen, die seiner Meinung nach Orte für das Entstehen sozialen Kapitals (in den USA) wären, über die Chicago Public Library und deren Filialen (Putnam, Feldstein & Cohen 2003:34-54). Catherine Johnson hat dies ebenfalls – wieder für die USA – zum Thema einiger Studien gemacht. (Johnson

2012; Johnson & Griffis 2014; Griffis & Johnson 2014; auch Svendsen 2013) Diese Texte zeigen, dass es möglich ist, sowohl in Städten als auch im ländlichen Raum, die lokale Community eng mit der jeweiligen Bibliotheken in Kontakt zu bringen und diese Community – d.h. die Menschen, die sie bilden – in Veranstaltungen auch miteinander kommunizieren und persönliche Kontakte herstellen zu lassen. Ob diese Veranstaltungen dann tatsächlich auch Menschen in Armut zugute kommen, ist eine andere Frage (die ausserhalb des Interesses der Texte von Johnson liegt). Das Thema, welches auch in diesen Texten nur kurz gestreift wird, sind Hinweisen darauf, wie das zu erreichen ist. Als Bibliothek offen und engagiert zu sein, scheint eine Voraussetzung zu sein, aber auch nicht hinreichend.

Trotzdem können wir festhalten, dass Bibliotheken, die sich mit dem Thema Armut befassen sollen, auch daran gemessen werden können, ob (und wie) sie versuchen, soziales Kapital zu fördern.

## Ein Ort der Aufklärung sein?

Das Leben von Menschen in Armut scheint auch davon negativ beeinflusst zu sein, dass über deren Leben in der Öffentlichkeit so wenig bekannt ist und vielmehr oft ganz erstaunlich absurde Vorstellung herrschen; gleiches gilt für absonderlich gesellschaftsferne Vorstellungen davon, wie Armut „entsteht“. Diese Erkenntnis durchzieht unser Buch. Gleichzeitig haben wir in unserem Gedankenexperiment geklärt, dass wir Bibliotheken nicht dazu auffordern sollten, dass zu ändern. (Frage Zehn) Es wäre eher eine gesellschaftliche Aufgabe. Das heisst nicht, dass Bibliotheken, die

sich bei dieser Aufklärung engagieren wollen, dies nicht tun sollten.

Erstaunlicher scheint allerdings, dass schon bei Personen, die oft mit Menschen in Armut arbeiten, Vorurteile oder zumindest falsche Vorstellungen über diese Menschen verbreitet zu sein scheinen. Wenn dem so ist, dann ist dies auch in Bibliotheken zu erwarten. Warum ist das so? Was könnte dagegen getan werden? Wenn wir davon ausgehen, dass das Bibliothekspersonal ein Interesse daran hat, Menschen in Armut zu helfen, sollte versucht werden, diesen falschen Vorstellungen anzugehen. Alexandra E. Pavlakis (2015) schlägt für Schulen vor, dass diese zu Orten werden sollten, an denen Lehrpersonen von Menschen in Armut – bei Pavlakis Menschen ohne festen Wohnsitz, aber in diesem Beispiel scheint es erweiterbar – über deren Leben lernen können, um dann, wenn sie eher verstanden haben, wie und unter welchen Umständen diese tatsächlich leben, mit Empathie ihre weitere Arbeit planen zu können. Sie verstehen dann z.B. besser, warum Kinder in Armut bestimmten Anweisungen – bei Pavlakis gibt es das Beispiel eines Kindes, dass keine Schreibhefte zur Schule mitbringt – keine Folge leisten oder negativ reagieren. Das sind kleine Schritte, bei denen auch Pavlakis nicht genau erläutert, wie dies passieren soll, ausser, dass die Schule ein Ort werden müsse, wo Menschen in Armut sich eingeladen genug fühlen und wo Lehrpersonen sich interessiert daran zeigen, über deren Leben zu lernen (und nicht zu urteilen), damit diese Lernprozesse stattfinden können.

Trotzdem liesse sich zumindest diese Idee auch auf Bibliotheken übertragen: Bibliothekspersonal, das emphatisch verstehen will, wie Menschen in Armut die Bibliotheken wahrnehmen und

dass dann darauf reagieren will, sollte von der Bibliothek dabei unterstützt werden, über diese Situation zu lernen. Statt auf Weiterbildungen und Literatur alleine zu setzen – was im Bibliothekswesen sonst oft das Vorgehen ist –, kann dies auch direkt im Austausch mit Menschen in Armut passieren.

## **Hinweise für weitere Diskussionen und Forschungen im Bibliothekswesen**

Dieses Buch ist von vielen Zweifeln durchzogen. Der Grund dafür ist mehrfach genannt worden: Grundsätzlich gibt es eine fast unübersehbare Anzahl an Literatur zum Thema Armut, auch einen spürbaren Wunsch von Bibliotheken, etwas gegen Armut oder zumindest für Menschen in Armut zu tun, aber wenig Konkretes an Literatur und Wissen zum Zusammenhang von Armut und Bibliotheken im Speziellen. Wir haben versucht, das Wenige zu strukturieren, aber am Ende bleibt vieles unklar, wenig spezifisch und wird bestenfalls als etwas genauer gefasste Aufgabe an die einzelnen Bibliotheken zurückgegeben.

Es ist aber auch möglich, diese Situation als Herausforderung zu verstehen, als ein Aufzeigen dessen, was Bibliotheken und die Bibliotheksforschung klären und diskutieren sollte:

1. Es ist offensichtlich geworden, dass Bibliotheken nur Vermutungen dazu haben, wie sie durch Menschen in Armut genutzt werden. Wie nehmen Menschen in Armut Bibliotheken wahr? Bauen sie diese in ihren Alltag ein, und wenn ja, wofür? Vermeiden oder ignorieren sie diese? Wie und wofür nutzen sie diese tatsächlich? Im Buch haben wir die Unterscheidung (a) Versuch, aus Armut auszustei-gen, (b) Versuch, den Alltag in Armut zu gestalten, – und in den Workshops und Vorträgen in diesem Zusammenhang auch (vgl. Ambacher et al. 2015) – (c) Versuch, Kindern und Jugendlichen einen Ausstieg aus Ar-

mut zu ermöglichen, eingeführt. Sinnvoll wäre es, sich bei einer Forschung zur tatsächlichen Nutzung durch Bibliotheken von Menschen in Armut an dieser Differenzierung zu orientieren.

2. Gerade während unseres Gedankenexperiments wurde klar, dass es notwendig ist, zu klären, was genau Bibliotheken in Bezug auf Armut sein sollen: Einrichtungen, die das Leben in dieser Situation verbessern? Einrichtungen, die den Ausstieg aus diesem Zustand ermöglichen? Einrichtungen, die dem Vorhandensein von Armut passiv gegenüberstehen? Einrichtungen, die über die tatsächliche Situation von Menschen in Armut informieren? Sinnvoll ist wohl nicht, wenn diese Fragen ein für alle mal in einem Buch geklärt werden, sondern kontinuierlich in der fachlichen Diskussion zwischen Bibliotheken. Fakt ist, dass der jetzige unklare Zustand weiterbestehen wird, wenn sie nicht geklärt werden.
3. Unser Gedankenexperiment ist nicht endgültig abgeschlossen. Das haben wir auch betont. Es scheint ein gutes Instrument zur Klärung einiger Fragen und zur Strukturierung dieser Fragen – wobei klarer wird, was noch nicht bekannt oder geklärt ist – darzustellen. Aber um Richtlinien für reale Situationen und reale Bibliotheken zu formulieren, muss es fortgeführt werden, und zwar vor allem gemeinsam, in offener Diskussion. Und immer mit der schon dargelegten Einschränkung, dass dieses Vorgehen nur begründete Richtlinien, aber z.B. keine Erklä-

rungen für das Verhalten von Menschen in Armut liefern kann.

4. Was bislang nicht gelungen ist, ist ein theoretisches Modell für den Zusammenhang von Bibliotheken als Institutionen, bibliothekarischer Arbeit und dem realen Leben von Menschen in Armut in unseren Gesellschaften zu liefern, das tatsächlich Erklärungen und Vorhersagen ermöglicht. Wie auch, wenn kaum etwas über diesen Zusammenhang bekannt ist? Es würde schon die Diskussion über diesen Themenbereich massiv erleichtern, gäbe es ein solches Modell. Es wäre sinnvoll, es gemeinsam zu entwickeln und zu testen.
5. Bibliotheken und das bibliothekarische Personal sollten sich darüber klar werden, wie sie sich vorstellen, das Armut entsteht, wie Leben in Armut geführt werden und wie Bibliotheken in diesem Rahmen eine Rolle spielen (sollen). Nicht, um diese Vorstellungen zu verteidigen oder moralisch zu bewerten, sondern um sie anhand der Realität zu überprüfen. Aus diesen Vorstellungen heraus erklärt sich, wie Bibliotheken auf Armut und Menschen in Armut reagieren oder reagieren sollten.
6. Nicht zuletzt ist zu vermuten, dass Bibliotheken sich grundsätzlich nicht zu verstecken brauchen, wenn es um das Thema Armut geht. Nicht nur von ihnen selber wird vermutet, dass sie heute schon eine sinnvolle und verlässliche Infrastruktur für Menschen in Armut darstellen und auch einiges aktiv unternehmen. Es wäre nützlich, diese Arbeit – auch, wenn sie im Hintergrund passiert – sicht-

bar zu machen. Aktuell scheint es, als würde über diese Arbeit kaum gesprochen, obwohl das sinnvoll wäre.

## Nachwort

Zurück zum Anfang: Am Beginn dieses Buches stand ein Gespräch über Armut und Bibliotheken, das letztlich ein komisches Gefühl hinterliess; nicht, weil es falsch war, sondern weil es zeigte, wie sehr Annahmen, die positiv klingen, und das, was wir eigentlich zum Thema wissen, auseinanderliegen. Am Ende des Buches ist diese Gefühl nicht verschwunden, aber das Thema ist etwas mehr strukturiert.

Eigentlich haben wir am Ende vor allem eine strukturierte Ahnung davon, was noch zu wissen und zu klären wäre. Das Buch ist letztlich eine Aufforderung geworden, die Debatte aufzunehmen und aus den vielleicht zu einfachen Vorstellungen heraus zu kommen; damit Bibliotheken tatsächlich dazu beitragen können, das Leben von Menschen in Armut zu verbessern und damit auch die Gesellschaften, in denen wir leben, besser, gerechter und damit etwas weniger stressvoll zu machen. Nicht mehr.

Das enttäuscht vielleicht alle: Personen und Bibliotheken, die gerne genauer gewusst hätten, was zu tun ist. Bibliotheken, die sich gerne auf die Fahnen geschrieben hätten, dass sie so, wie sie sind, gegen Armut wirken. Aber auch meine marxistischen Freundinnen und Freunde, die gerne gewusst hätten, wie Bibliotheken eine Gesellschaft einzurichten helfen können, in der Armut nicht mehr vorkommt. All das funktioniert nicht, nicht in einem Buch, nicht durch eine Person. Alles, was hier geleistet werden konnte, ist, die Komplexität etwas zu klären und einige Richtungen für die weitere Arbeit am Thema vorzulegen. Insoweit ist zu hoffen, dass es nicht bei diesem Buch bleibt, sondern dass es – gerne auch kritisch – für weitere bibliothekarische Diskussionen genutzt wird.

Wie im Vorwort gesagt, sollte es vor allem als Antwort auf dieses 2015 in Zürich geführte Gespräch verstanden werden, als ein Beitrag zu einer notwendigen Diskussion. Oder, um es auf das Gespräch im Vorwort zu beziehen, als eine Antwort, die mit einem: „Ja, aber. Was könnte das denn für Bibliothek heissen?“ anfangen hätte.

Frühjahr 2017. Berlin, Zürich und Chur

## Literatur

- Adam, Stefan M., Lynn Blattmann, und Jean-Michel Bonvin, Hrsg. *Recht auf Arbeit*. Sozialalmanach 19. Luzern: Caritas Verlag, 2016.
- Aden-Grossmann, Wilma. *Geschichte der sozialpädagogischen Arbeit an Schulen: Entwicklung und Perspektiven von Schulsozialarbeit*. Beiträge zur Sozialen Arbeit an Schulen 5. Wiesbaden: Springer VS, 2016.
- Adorno, Theodor W. *Negative Dialektik*. Suhrkamp taschenbuch wissenschaft 113. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975.
- Allan, Julie, und Ralph Catts. «Schools, social capital and space». *Cambridge Journal of Education* 44, Nr. 2 (2014): 217–28.
- Ambacher, Jens, Gabriele Fahrenkrog, Rudolf Mumenthaler, Ruth Schaffer Wüthrich, Karsten Schuldt, und Bruno Wüthrich. «Workshopbericht: Armut und Bibliotheken (Nürnberg 2015)». *Informationspraxis* 1, Nr. 2 (2015).
- Ammermueller, Andreas. «Institutional Features of Schooling Systems and Educational Inequality: Cross-Country Evidence From PIRLS and PISA». *German Economic Review* 14, Nr. 2 (2013): 190–213.
- Amt für Soziale Dienste. «Zweiter Armutsbericht: Einkommenschwäche und soziale Benachteiligung». Schaan: Amt für Soziale Dienste, 2008.  
[http://www.llv.li/files/asd/pdf-llv-asd-armutsbericht\\_2008\\_liechtenstein-2.pdf](http://www.llv.li/files/asd/pdf-llv-asd-armutsbericht_2008_liechtenstein-2.pdf).
- Angel, Stefan. «Raumspezifische Armutsgefährdung im Alter». *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 25, Nr. 3 (2010): 38–58.
- Ansen, Harald. *Soziale Beratung bei Armut*. München ; Basel: Ernst Reinhard Verlag, 2006.
- Arnold, Rosmarie, Johanna Brandstetter, Reto Eugster, Martin Müller, und Christian Reutlinger. *8 x Schulsozialarbeit: acht Berichte und Reflexionen aus einer vielfältigen Praxis*. Transposition - Ostschweizer Beiträge zu Lehre, Forschung und Entwicklung in der sozialen Arbeit 5. Berlin: Frank & Timme, 2014.
- Atkinson, Will. «The Structure of Literary Taste: Class, Gender and Reading in the UK». *Cultural Sociology* 10, Nr. 2 (2016): 247–66.
- Aubinais, Marie. *Les bibliothèques de rue: quand est-ce que vous ouvrez dehors?* Paris; Montrouge: Éditions Quart Monde ; Bayard, 2010.
- Barnes Parker, Josie. «In the Public Interest». *Journal of Library Administration* 54 (2014): 318–26.
- Baumert, Jürgen, Eckhard Klieme, Michael Neubrand, Manfred Prenzel, Ulrich Schiefele, Wolfgang Schneider, Klaus-Jürgen Tillmann, und Manfred Weiß.

- «Internationales und nationales Rahmenkonzept für die Erfassung von Lesekompetenz in PISA». Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, 1999. <https://www.mpib-berlin.mpg.de/Pisa/KurzFrameworkReading.pdf>.
- Becker, Irene. «Der Einfluss verdeckter Armut auf das Grundsicherungsniveau». Arbeitspapier, Arbeit und Soziales. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung, 2015.
- Becker, Irene, und Richard Hauser. *Dunkelziffer der Armut: Ausmass und Ursachen der Nicht-Inanspruchnahme zustehender Sozialhilfeleistungen*. Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung 64. Berlin: Edition Sigma, 2005.
- Becker, Rolf, und Wolfgang Lauterbach, Hrsg. *Bildung als Privileg: Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit*. 4., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
- Bilandzic, Mark. «Connected learning in the library as a product of hacking, making, social diversity and messiness». *Interactive Learning Environments* 24, Nr. 1 (2016): 158–77.
- Bilandzic, Mark, und Marcus Foth. «Libraries as coworking spaces: Understanding user motivations and perceived barriers to social learning». *Library Hi Tech* 31, Nr. 2 (2013): 254–73.
- Block, David. «Social Class in Applied Linguistics». *Annual Review of Applied Linguistics* 35 (2015): 1–19.
- Bloomfield Cucchiara, Maia, und Erin McNamara Horvat. «Choosing selves: the salience of parental identity in the school choice process». *Journal of Education Policy* 29, Nr. 4 (2014): 486–509.
- Bonal, Xavier, und Aina Tarabini. «Being poor at school: exploring conditions of educability in the favela». *British Journal of Sociology of Education* 37, Nr. 2 (2016): 212–29.
- Bos, Wilfried, Irmela Tarelli, Albert Bremerich-Vos, und Knut Schwippert, Hrsg. *IGLU 2011: Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich*. Münster ; New York ; München ; Berlin: Waxmann, 2012.
- Bray, Mark, und Ora Kwo. «Behind the façade of fee-free education: shadow education and its implications for social justice». *Oxford Review of Education* 39, Nr. 4 (2013): 480–97.
- Brewster, Liz. «The public library as therapeutic landscape: A qualitative case study». *Health & Place* 26 (2013): 94–99.
- Bruce, Michael, Ron Chance, und Laurie Meulemans. «Joining Forces for Families: an embedded response to neighborhood poverty». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 750–56.

- Bruckmeier, Kerstin, Johannes Pauser, Ulrich Walwei, und Jürgen Wiemers. «Simulationsrechnungen zum Ausmaß der Nicht-Inanspruchnahme von Leistungen der Grundsicherung: Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales zur Abgrenzung und Struktur von Referenzgruppen für die Ermittlung von Regelbedarfen auf Basis der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 2008». IAB-Forschungsbericht. Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 2013.
- Buchanan, Steven, und Lauren Tuckerman. «The information behaviours of disadvantaged and disengaged adolescents». *Journal of Documentation* 72, Nr. 3 (2016): 527–48.
- Buckingham, Jennifer, Robyn Beaman, und Kevin Wheldall. «Why poor children are more likely to become poor readers: the early years». *Educational Review* 66, Nr. 4 (2013): 428–46.
- Bundesamt für Statistik, Hrsg. *Armut in der Schweiz: Konzepte, Resultate und Methoden: Ergebnisse auf der Basis von SILC 2008 bis 2010*. Statistik der Schweiz. Neuchâtel: Office Fédéral de la statistique, 2012.
- Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. *Lebenslagen in Deutschland: der vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung*. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, 2013.
- Bunić, Sanja. «Libraries and the homeless: Experiences, challenges and opportunities – socio-economic background of homelessness in Croatia». *Library Review* 62, Nr. 1/2 (2012): 34–42.
- Burnett, Katherine. «Commodifying poverty: gentrification and consumption in Vancouver's Downtown Eastside». *Urban Geography* 35, Nr. 2 (2014): 157–76.
- Burzan, Nicole. *Soziale Ungleichheit: eine Einführung in die zentralen Theorien*. 4. Auflage. Studientexte zur Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.
- Butterwegge, Carolin. *Armut von Kindern mit Migrationshintergrund: Ausmaß, Erscheinungsformen und Ursachen*. VS Verlag: Wiesbaden, 2010.
- Butterwegge, Christoph. *Armut in einem reichen Land: wie das Problem verharmlost und verdrängt wird*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.
- . «Die soziale Exklusion von Kindern: Ausgrenzungsmechanismen und mediale Diskurse». In *Ungleichheit in der Gesellschaft und Ungleichheit in der Schule: Eine interdisziplinäre Sicht auf Inklusions- und Exklusionsprozesse*, herausgegeben von Eiko Jürgens und Susanne Miller, 34–46. Weinheim ; Basel: Juventa, 2013.

- . *Hartz IV und die Folgen: Auf dem Weg in eine andere Republik? 2.* Auflage. Weinheim ; Basel: Beltz Juventa, 2015.
- Carlson, Juliana. «Child welfare workers' constructions and causal explanations of poverty». *Journal of Children and Poverty* 22, Nr. 1 (2016): 41–56.
- Carpenter, Sara. ««Modeling» youth work: logic models, neoliberalism, and community praxis». *International Studies in Sociology of Education*, 2016.
- Celano, Donna C., und Susan B. Neuman. «Libraries Emerging as Leaders in Parent Engagement». *Phi Delta Kappan* 96, Nr. 7 (2015): 30–35.
- Chambon, Fabrice. «Le rôle social des bibliothèques: Quels terrains d'action et stratégies d'alliances pour la réduction des inégalités d'accès au savoir ?» Diplôme de conservateur de bibliothèque, École nationale supérieure des sciences de l'information et des bibliothèques, 2010.
- Chassé, Karl August, Margherita Zander, und Konstanze Rasch. *Meine Familie ist arm: wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen.* 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, 2010.
- Chen, Kuan-nien, und Pei-chun Lin. «Information literacy in university library user education». *Aslib Proceedings* 63, Nr. 4 (2011): 399–418.
- Chen, Wenhong. «The Implications of Social Capital for the Digital Divides in America». *The Information Society* 29, Nr. 1 (2013): 13–25.
- Chow, Kirby A., Rashmita S. Mistry, und Vanessa L. Melchor. «Homelessness in the elementary school classroom: social and emotional consequences». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 641–62.
- Cooke, Nicole A., Miriam E. Sweeney, und Safiya Umoja Noble. «Social Justice as Topic and Tool: An Attempt to Transform an LIS Curriculum and Culture». *Library Quarterly* 86, Nr. 1 (2016): 107–24.
- Cope, Jonathan. «Four Theses for Critical Library and Information Studies: A Manifesto». *Journal of Critical Library and Information Studies* 1, Nr. 1 (2017).
- Dath, Dietmar, und Barbara Kirchner. *Der Implex: Sozialer Fortschritt. Geschichte und Idee.* Berlin: Suhrkamp Verlag, 2012.
- Davis, Elizabeth E., Caroline S. Carlin, Caroline Krafft, und Kathryn Tout. «Time for a change? Predictors of child care changes by low-income families». *Journal of Children and Poverty* 20, Nr. 1 (2014): 21–45.
- Debiel, Stefanie, Alexandra Engel, Ina Hermann-Stiez, Gerhard Litges, Swantje Penke, und Leonie Wagner, Hrsg. *Soziale Arbeit in ländlichen Räumen.* Wiesbaden: Springer VS, 2012.

- Deller, Ulrich, und Roland Brake. *Soziale Arbeit: Grundlagen für Theorie und Praxis*. UTB Soziale Arbeit 3778. Opladen: Budrich, 2014.
- Dermott, Esther, und Marco Pomati. «'Good' Parenting Practices: How Important Are Poverty, Education and Time Pressure?» *Sociology* 50, Nr. 1 (2015): 125–42.
- Deutscher Bibliotheksverband e.V. «Bibliotheken unterstützen die Armutsüberwindung durch freien Zugang zu Informationen und Bildung». *Bibliotheksdienst* 49, Nr. 8 (2015): 782–83.
- Dewan, Pauline. «Economic well-being and social justice through pleasure reading». *New Library World* 117, Nr. 9/10 (2016): 557–67.
- Dimmel, Nikolaus, Martin Schenk, und Christine Stelzer-Orthofer, Hrsg. *Handbuch Armut in Österreich*. 2. voll. überarb. u. erw. Aufl. Innsbruck: StudienVerlag, 2014.
- Dowd, Ryan. «Practical Skills for Working with Patrons Experiencing Homelessness». Columbus, 2016. <http://library.ifla.org/1493/1/147-dowd-en.pdf>.
- Dretzke, Beverly J., und Susan R. Rickers. «The Family Liaison Position in High-Poverty Urban Schools». *Education and Urban Society* 48, Nr. 4 (2014): 346–63.
- Drotos, Stephanie M., und Sebnem Cilesiz. «Shoes, Dues, and Other Barriers to College Attainment: Perspectives of Students Attending High-Poverty, Urban High Schools». *Education and Urban Society* 48, Nr. 3 (2016): 221–44.
- Duke, Naomi N., Iris W. Borowsky, und Sandra L. Pettingell. «Adult Perceptions of Neighborhood Links to Youth Engagement». *Youth & Society* 44, Nr. 3 (2012): 408–30.
- Dumay, Xavier, und Vincent Dupriez. «Educational quasi-markets, school effectiveness and social inequalities». *Journal of Education Policy* 29, Nr. 4 (2014): 510–31.
- Dutch, Martin, und Dave Muddiman. «The Public Library, Social Exclusion and the Information Society in the United Kingdom». *Libri* 51, Nr. 4 (2001): 183–94.
- Ecclestone, Kathryn, und Kristiina Brunila. «Governing emotionally vulnerable subjects and 'therapisation' of social justice». *Pedagogy, Culture & Society* 23, Nr. 4 (2015): 485–506.
- Eidgenössisches Departement des Innern EDI. «Konzept 'Nationales Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut'». Eidgenössisches Departement des Innern EDI, 2013.
- Erath, Peter, und Kerstin Balkow. *Soziale Arbeit: eine Einführung*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, 2016.

Ernst, Rosmarie. *Lesesucht, Schund und gute Schriften: Pädagogische Konzepte und Aktivitäten der Jugendschriftenkommission des schweizerischen Lehrervereins (1859-1919)*. Zürich: Chronos Verlag, 1991.

Eubanks, Virginia. *Digital Dead End: Fighting for Social Justice in the Information Age*. Cambridge ; London: MIT Press, 2011.

Falcon, Julie. «Soziale Mobilität in der Schweiz im 20. Jahrhundert: zwischen Demokratisierung der Bildung und Fortbestand der Klassenungleichheiten». *Social Change in Switzerland*, 2016. <http://www.socialchangeswitzerland.ch/?p=829>.

Faulstich, Peter, und Hannelore Faulstich-Wieland. «Lebensräume und Lernorte». *Der pädagogische Blick* 20, Nr. 2 (2012): 104–15.

Fischer, Rahel, Sarah Müller, und Carlo Knöpfel. *Armutsbekämpfung in Zürich: Versagt die Politik? ; Von der historischen Analyse zur Zukunftsvision ; Ein Diskussionspapier der Caritas Zürich*. Diskussionspapier 25. Luzern: Caritas Verlag, 2009.

Freitag, Markus, Anita Manatschal, Kathrin Ackermann, und Maya Ackermann. *Freiwilligen-Monitor Schweiz 2016*. Reihe Freiwilligkeit. Zürich: Seismo, 2016.

Friedrichs, Jürgen, und Sascha Triemer. *Gespaltene Städte?: Soziale und ethnische Segregation in deutschen Großstädten*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, 2009.

Gangadharan, Seeta Peña. «The Downside of Digital Inclusion: Expectations and Experiences of Privacy and Surveillance among Marginal Internet Users». *New Media & Society*, 2015, 1461444815614053.

Gaudet, Françoise. «What kind of services supply to the poor? A survey directed toward homeless». *Library Review* 62, Nr. 1/2 (2013): 43–46.

Gebauer, Ronald. *Arbeit gegen Armut: Grundlagen, historische Genese und empirische Überprüfung des Armutsfallentheorems*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007.

Geißler, Rainer. «Schichtspezifische Benachteiligungen im deutschen Bildungssystem - ein neues altes Thema». In *Institutionen und sozialer Wandel: Festschrift für Prof. Dr. Klaus Plake zum 60. Geburtstag*, herausgegeben von Jürgen Delitz, Heinrich von Gyldenfeldt, und Jochen Rimek, 33–48. Hamburg: Reinhold Krämer Verlag, 2004.

Gerrard, Jessica. «The limits of learning: homelessness and educating the employable self». *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education* 36, Nr. 1 (2013): 69–80.

Geuss, Raymond. «Weder Geschichte noch Praxis: zur politischen Philosophie von John Rawls». *Mittelweg* 12, Nr. 1 (2003): 76–88.

- Godbey, Samantha, Nancy Fawley, Xan Goodman, and Susan Wainscott. «Ethnography in Action: Active Learning in Academic Library Outreach to Middle School Students». *Journal of Library Administration* 55, Nr. 5 (2015): 362–75.
- Gracia, Pablo. «Parent-child leisure activities and cultural capital in the United Kingdom: The gendered effects of education and social class». *Social Science Research* 52 (2015): 290–302.
- Greene Taylor, Natalie, Paul T. Jaeger, Abigail J. McDermott, Christie M. Kodama, und John Carlo Bertot. «Public Libraries in the New Economy: Twenty-First-Century Skills, the Internet, and Community Needs». *Public Library Quarterly* 31, Nr. 3 (2012): 191–219.
- Griffis, Matthew R., und Catherine A. Johnson. «Social capital and inclusion in rural public libraries: A qualitative approach». *Journal of Librarianship and Information Science* 46, Nr. 2 (2014): 96–109.
- Groh-Samberg, Olaf. *Armut, soziale Ausgrenzung und Klassenstruktur zur Integration multidimensionaler und längsschnittlicher Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage, Wiesbaden, 2009.
- Hallett, Ronald E., Justin A. Low, und Linda Skrla. «Beyond backpacks and bus tokens: next steps for a district homeless student initiative». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 693–713.
- Hallett, Ronald E., Peter M. Miller, und Linda Skrla. «Homeless and highly mobile students: equity, access and institutional response». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 637–40.
- Hallett, Ronald E., Linda Skrla, und Justin Low. «That is not what homeless is: a school district's journey toward serving homeless, doubled-up, and economically displaced children and youth». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 671–92.
- Hardtke-Flodell, Charlotta, und Thomas Puchta. «Die Studie „Nutzungsmonitoring für Bibliotheken“: Hintergrund, Verlauf und Ergebnisse». *Bibliotheksdienst* 49, Nr. 3–4 (2015): 287–99.
- Hartmann, Michael. «Eine echte Erfolgsgeschichte?: Soziale Mobilität in Deutschland». *Forschung & Lehre* 20, Nr. 2 (2013): 96–98.
- Hatlevik, Ove Edvard, und Greta Björk Gudmundsdottir. «An Emerging Digital Divide in Urban School Children's Information Literacy: Challenging Equity in the Norwegian School System». *First Monday* 18, Nr. 4 (2013).  
<http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/4232>.

- Hawley, Todd S., Alicia R. Crowe, und Evan Mooney. «Visualizing Social Justice: Using Controversial Images in Social Studies Classroom». *The Clearing House* 89, Nr. 3 (2016): 85–90.
- Hering, Sabine, Hrsg. *Was ist Soziale Arbeit?: Traditionen - Widersprüche - Wirkungen*. Opladen ; Berlin ; Toronto: Verlag Barbara Budrich, 2013.
- Higgins, Shana, und Lua Gregory, Hrsg. *Information Literacy and Social Justice: Radical Professional Praxis*. Sacramento: Library Juice Press, 2013.
- Hilt, Moritz. *Die Herausforderung des Pluralismus: John Rawls' Politischer Liberalismus und das Problem der Rechtfertigung*. Alber-Reihe Praktische Philosophie 90. Freiburg: Verlag Karl Alber, 2016.
- Höhne, Valerie. «Der Kampf ums Lesen». *taz. am Wochenende*. 22. Oktober 2016.
- Holt, Glen E., und Leslie Edmonds Holt. «Library Card Campaigns and Sustaining Service: How Do Public Libraries Best Serve Poor Children?» *Public Library Quarterly* 34, Nr. 3 (2015): 270–78.
- Holt, Leslie Edmonds, und Glen E Holt. *Public Library Services for the Poor: Doing All We Can*. Chicago: American Library Association, 2010.
- Hughes, Katie. «The social inclusion meme in higher education: are universities doing enough». *International Journal of Inclusive Education* 19, Nr. 3 (2015): 303–13.
- Hull, Barbara. *Understanding librarians: Communication is the issue*. Chandos Information Professional Series. Oxford ; Cambridge ; New Delhi: Chandos, 2011.
- Institut für Demoskopie Allensbach. «Die Zukunft der Bibliotheken in Deutschland: Eine Repräsentativbefragung der Bevölkerung ab 16 Jahre», 2016. [http://www.ekz.de/fileadmin/ekz-media/unternehmen/Zukunftsstudie/2016\\_Studie\\_Zukunft\\_Bibliotheken\\_in\\_Deutschland.pdf](http://www.ekz.de/fileadmin/ekz-media/unternehmen/Zukunftsstudie/2016_Studie_Zukunft_Bibliotheken_in_Deutschland.pdf).
- Jaeger, Paul T., Ursula Gorham, John Carlo Bertot, Natalie Greene Taylor, Elizabeth Larson, Ruth Lincoln, Jonathan Lazar, und Brian Wentz. «Connecting Government, Libraries and Communities: Information Behavior Theory and Information Intermediaries in the Design of LibEGov.org». *First Monday* 19, Nr. 11 (2014). <http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/4900>.
- Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld, und Hans Zeisel. *Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkung langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. 27. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2014.
- Jain, Vivekanand, und Sanjiv Saraf. «Empowering the poor with right to information and library services». *Library Review* 62, Nr. 1/2 (2013): 47–52.

- Johnson, Catherine A. «How do public libraries create social capital? An analysis of interaction between library staff and patrons». *Library & Information Science Research* 34, Nr. 1 (2012): 52–62.
- Johnson, Catherine A., und Matthew R. Griffis. «The effect of public library use on the social capital of rural communities». *Journal of Librarianship and Information Science* 46, Nr. 3 (2014): 179–90.
- Jones, Stephanie, und Mark D. Vagle. «Living Contradictions and Working for Change: Toward a Theory of Social Class–Sensitive Pedagogy». *Educational Researcher* 42, Nr. 3 (2013): 129–41.
- Jürgens, Olaf. *Soziale Sicherung, Armut und soziale Gerechtigkeit: Wohlfahrtsstaatsliche Wirkung und Gerechtigkeitsempfinden in europäischen Ländern*. Beiträge zur Sozialpolitikforschung 18. Augsburg: MaroVerlag, 2013.
- Kaiser, Wolfgang, und Karsten Schuldt. «Hat die Öffentliche Bibliothek einen sozialen Auftrag und wenn ja, welchen? Ein Dialog.» *LIBREAS. Library Ideas* 7, Nr. 19 (2011). [http://libreas.eu/ausgabe19/texte/06kaiser\\_schuldt.htm](http://libreas.eu/ausgabe19/texte/06kaiser_schuldt.htm).
- Kaya, Fatih, Laura M. Stough, und Joyce Juntune. «The effect of poverty on the verbal scores of gifted students». *Educational Studies* 42, Nr. 1 (2016): 85–97.
- Keep, Ewart, und Ken Mayhew. «Inequality - 'wicked problems', labour market outcomes and the search for silver bullets». *Oxford Review of Education* 40, Nr. 6 (2014): 764–81.
- Kehrli, Christin, und Carlo Knöpfel. *Handbuch Armut in der Schweiz*. Luzern: Caritas Verlag, 2006.
- Kelleher, Angie. «Not just a place to sleep: homeless perspectives on libraries in central Michigan». *Library Review* 62, Nr. 1/2 (2013): 19–33.
- Kemp, Roger L., und Marcia Trotta. *Museums, Libraries and Urban Vitality: A Handbook*. Jefferson, N.C.: McFarland & Co., 2008.
- Kessl, Fabian, Christian Reutlinger, und Holger Ziegler, Hrsg. *Erziehung zur Armut?: Soziale Arbeit und die «neue Unterschicht»*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften ; GWV Fachverlage, 2007.
- Klatt, Johanna, und Franz Walter. *Entbehrliche der Bürgergesellschaft?: Sozial Benachteiligte und Engagement*. Gesellschaft der Unterschiede. Bielefeld: transcript Verlag, 2011.
- Kleijnen, Ellen, Frank Huysmans, und Ed Elbers. «The Role of School Libraries in Reducing Learning Disadvantages in Migrant Children». *SAGE Open* 5, Nr. 2 (2015): 2158244015580369.

- Klinger, Nadja. *Einfach abgehängt: ein wahrer Bericht über die neue Armut in Deutschland*. Berlin: Rowohlt Berlin, 2006.
- KomenskýFond, Hrsg. *Lernen für's Leben - Bildung als nachhaltige Strategie gegen Armut?: Zusammenfassung, Schlüsse und Empfehlungen der Fachtagung des KomenskýFond von 30.6.-1.7.08 in Wien*. Wien: KomenskýFond, 2008.  
<http://www.erstestiftung.org/komenskyfond/files/2010/06/Lernen-f%C3%BCrs-Leben-Schl%C3%BCsse-und-Empfehlungen1.pdf>.
- Kratzmann, Jens, und Sanna Pohlmann-Rother. «Ethnische Stereotype im Kindergarten?: Erzieherinnenhaltungen gegenüber Zuwanderern aus der Türkei». *Zeitschrift für Pädagogik* 58, Nr. 6 (2012): 855–76.
- Krings, Bettina-Johanna. *Strategien der Individualisierung: Neue Konzepte und Befunde zur soziologischen Individualisierungsthese*. Gesellschaft der Unterschiede 31. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Kronauer, Martin. *Exklusion: die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. Frankfurt, M. ; New York: Campus-Verlag, 2010.
- Kruger, Tony, Jo Williams, und Marcelle Cacciattolo. «The Standpoint Project: Practioner Research and Action When Working With Young People From Low-Income Families». In *Critically Reseraching Youth*, herausgegeben von Shirley R. Steinberg und Awad Ibrahim, 89–108. Critical qualitative research: critical issues for learning and teaching 16. New York ; Bern ; Frankfurt ; Berlin ; Brussels ; Vienna ; Oxford ; Warsaw: Peter Lang, 2015.
- Lampert, Thomas, Jens Hoebel, Benjamin Kuntz, Stephan Müters, und Lars Eric Kroll. «Gesundheitliche Ungleichheit: Zeitliche Entwicklungen und Trends». *Gesundheitswesen* 78, Nr. 08/09 (2016): 78–94.
- Liesner, Andrea, und Anke Wischmann. «Kinderarmut: Über die Bedeutung für Bildungsprozesse Heranwachsender und die Grenzen der Pädagogik». *Pädagogische Korrespondenz*, Nr. 41 (2010): 46–62.
- Lloyd, Annemaree, Mary Anne Kennan, Kim M. Thompson, und Asim Qayyum. «Connecting with new information landscapes: information literacy practices of refugees». *Journal of Documentation* 60, Nr. 1 (2013): 121–44.
- Loire, Marion, und Julio Ludemir. «Favelas littéraires: Bibliothèques et culture littéraire dans les quartiers populaires». *Bibliothèque(s) - Revue de l'association des Bibliothécaires de France* 78, Nr. 03 (2015): 29–39.
- Lorenzo-Dus, Nuria, und Steve Marsh. «Bridging the Gap: Interdisciplinary Insights into the Securitization of Poverty». *Discourse & Society* 23, Nr. 3 (2012): 274–96.

- Lorenz, Stephan. *Tafeln im flexiblen Überfluss: Ambivalenzen sozialen und ökologischen Engagements*. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript Verlag, 2012.
- Lutz, Ronald. *Soziale Erschöpfung: Kulturelle Kontexte sozialer Ungleichheit*. Edition Soziologie. Weinheim ; Basel: Beltz Juventa, 2014.
- Maase, Kaspar. *Die Kinder der Massenkultur: Kontroversen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich*. Frankfurt, M. ; New York: Campus, 2012.
- Mahs, Jürgen von. *Down and out in Los Angeles and Berlin: The Sociospatial Exclusion of Homeless People*. Philadelphia: Tempel University Press, 2013.
- McEachreon, Peggy, und Sarah Barriage. «Poverty and the Public Library: How Canadian Public Libraries are Serving the Economically Challenged». In *Class And Librarianship: Essays at the Intersection of Information, Labor and Capital*, herausgegeben von Erik Estep und Nathaniel Enright, 129–52. Sacramento: Library Juice Press, 2016.
- McGregor, Glenda. «Counter-narratives that challenge neo-liberal discourses of schooling <disengagement>: youth professionals informing the work of teachers». *British Journal of Sociology of Education*, 2015.
- McKay, Jade, und Marcia Devlin. «<Low income doesn't mean stupid and destined for failure>: challenging the deficit discourse around students from low SES background in higher education». *International Journal of Inclusive Education* 20, Nr. 4 (2016): 347–63.
- McKenzie, Brian S. «Access to supermarkets among poorer neighborhoods: a comparison of time and distance measures». *Urban Geography* 35, Nr. 1 (2014): 133–51.
- Merklen, Dennis. *Pourquoi brûle-t-on des bibliothèques?* Papiers. Villeurbanne: Presse de l'enssib, 2013.
- Mertens, Monika. «Benachteiligte Kinder und Jugendliche in Bibliotheken». *BuB* 66, Nr. 7–8 (2014): 541–42.
- Meusel, Sandra. *Freiwilliges Engagement und soziale Benachteiligung: Eine biographieanalytische Studie mit Akteuren in schwierigen Lebenslagen*. Gesellschaft der Unterschiede. Bielefeld: transcript Verlag, 2016.
- Meyer, Iwona, Hrsg. *Sozialalmanach 2013: Schwerpunkt: Bildung gegen Armut*. Luzern: Caritas Verlag, 2013.
- Milioni, Dimitra L., Vaia Doudaki, und Nicolas Demertzis. «Youth, ethnicity, and a <reverse digital divide>: A study of Internet use in a divided country». *Convergence: The International Journal of Research into New Media Technologies* 20, Nr. 3 (2014): 316–36.

- Miller, Peter M., Alexandra Pavlakis, Lea Samartino, und Alexis Bourgeois. «Brokering educational opportunity for homeless students and their families». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 730–49.
- Mi, Misa, Jill Stefaniak, und Nelia Afonso. «Community Needs Assessment to Reach Out to an Underserved Population». *Medical Reference Services Quarterly* 33, Nr. 4 (2014): 375–90.
- Misco, Thomas, und James Shiveley. «Operationalizing Social Justice in Social Studies Education». *The Social Studies* 107, Nr. 6 (2016): 186–93.
- Muddiman, Dave, Shiraz Durrani, Martin Durch, Rebecca Linley, John Pateman, und John Vincent. *Open to All? The Public Library and Social Exclusion. Volume One: Overview and Conclusions*. Library and Information Commission Research Report 84. London: Resources: The Council for Museums, Archives and Libraries, 2000.
- Muggleton, Thomas H. «Public libraries and difficulties with targeting the homeless». *Library Review* 62, Nr. 1/2 (2013): 7–18.
- Müller, Sonja. *Kindgemäß und literarisch wertvoll: Untersuchungen zur Theorie des guten Jugendbuchs – Anna Krüger, Richard Bamberger, Karl Ernst Maier*. (Kinder- und Jugendkultur, -literatur und -medien: Theorie, Geschichte, Didaktik 88. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2014.
- Müller, Wolfgang Erich. *Konzeptionen der Gerechtigkeit: Entwicklungen der Gerechtigkeitstheorie seit John Rawls*. Ethik - Grundlagen und Handlungsfehler 7. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2014.
- Naegler, Laura. *Gentrification and Resistance: Cultural criminology, control, and the commodification of urban protest in Hamburg*. Hamburger Studien zur Kriminologie und Kriminalpolitik 50. Berlin: LIT Verlag, 2012.
- Nath, Veena, und Ronald E. Hallett. «Where there is no hope: a teacher's experience with homelessness». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 663–70.
- Neuenschwander, Peter, Oliver Hümbelin, Marc Kalbermatter, und Rosmarie Ruder. *Der schwere Gang zum Sozialdienst: Wie Betroffene das Aufnahmeverfahren der Sozialhilfe erleben*. Schriften zur Sozialen Frage 6. Zürich: Seismo, 2012.
- Neumann, Frieder. *Soziale Mindestsicherung in Europa: Leistungsprofile im Vergleich*. Policy-Forschung und vergleichende Regierungslehre 19. Berlin: LIT Verlag, 2016.
- Niederrhein Verlag. «Petition für den Erhalt der Stadtteilbibliothek: Ruhrorter wollen Schließung verhindern». *Stadt Panorama Duisburg*. 24. Oktober 2014.

<http://www.stadt-panorama.de/ausgaben/2.349964/ruhrorter-wollen-schlie-223-ung-verhindern-aid-1.4618481>.

Niepold, Wulf. *Sprache und soziale Schicht: Darstellung und Kritik der Forschungsliteratur seit Bernstein*. 8. Auflage. Berlin: Spiess Verlag, 1981.

OECD, Hrsg. *PISA 2015 Ergebnisse (Band 1): Exzellenz und Chancengerechtigkeit in der Bildung*. München: Bertelsmann Verlag, 2016.

Oppedisano, Veruska, und Gilberto Turati. «What are the causes of educational inequality and of its evolution over time in Europe? Evidence from PISA». *Education Economics* 23, Nr. 1 (2015): 3–24.

Passafaro, Belinda, Lissette Gomez, und Jennifer Weaver-Spencer. «Afterschool programs that support homeless youth: igniting hope and opportunities in the midst of trauma, uncertainty, and displacement». *Journal of Children and Poverty* 22, Nr. 1 (2016): 57–66.

Pateman, John, und John Vincent. *Public Libraries and Social Justice*. Farnham ; Burlington: Ashgate, 2010. <http://public.eblib.com/EBLPublic/PublicView.do?ptiID=564098>.

Pateman, John, und Ken Williment. *Developing Community-Led Public Libraries: Evidence from the UK and Canada*. Farnham ; Burlington: Ashgate, 2012.

Paton, Kirsteen. *Gentrification: A Working-Class Perspective*. Farnham ; Burlington: Ashgate Publishing, 2014.

Paugam, Serge. *Die elementaren Formen der Armut*. Hamburg: Hamburger Edition HIS Verlagsgesellschaft, 2008.

Paugam, Serge, und Camila Giorgetti. *Des pauvres à la bibliothèque: Enquête au Centre Pompidou*. Le lien social. Paris: Presses universitaires de France, 2013.

Pavlikis, Alexandra E. «Reaching All Families Family, School, and Community Partnerships Amid Homelessness and High Mobility in an Urban District». *Urban Education*, 2015.

Perry, Samuel L. «Urban hybrid space and the homeless». *Ethnography* 14, Nr. 4 (2012): 431–51.

Petev, Ivaylo D. «The Association of Social Class and Lifestyles: Persistence in American Sociability, 1974 to 2010». *American Sociological Review* 78, Nr. 4 (2013): 633–61.

Pierson, John H. *Tackling Poverty and Social Exclusion: Promoting Social Justice in Social Work*. Third Edition. London; New York: Routledge, 2016.

Pollak, Angela. «Information seeking and use in the context of minimalist lifestyles». *Journal of Documentation* 72, Nr. 6 (2016): 1228–50.

- Power, Sally, und Chris Taylor. «Social justice and education in the public and private spheres». *Oxford Review of Education* 39, Nr. 4 (2013): 464–79.
- Pressley, Tara. «Public Libraries, Serious Mental Illness, and Homelessness: A Survey of Public Librarians». *Public Library Quarterly* 36, Nr. 1 (2017): 61–76.
- Pudrovska, Tetyana, und Andriy Anishkin. «Early-Life Socioeconomic Status and Physical Activity in Later Life Evidence From Structural Equation Models». *Journal of Aging and Health* 25, Nr. 3 (2013): 383–404.
- Putnam, Robert D. *Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community*. New York ; London ; Toronto ; Sydney ; Singapore: Simon & Schuster, 2000.
- Putnam, Robert D., Lewis M. Feldstein, und Don Cohen. *Better Together: Restoring the American Community*. New York ; London ; Toronto ; Sydney ; Singapore: Simon & Schuster, 2003.
- Pyadi, Ajit K, und Ahmad M Kamal. «Rethinking Community and Public Space from the Margins: A Study of Community Libraries in Bangalore's Slums». *Area* 44, Nr. 3 (2012): 336–43.
- Rabina, Debbie, Emily Drabinski, und Laurin Paradise. «Information Needs in Prisons and Jails: A Discourse Analytic Approach». *Libri* 66, Nr. 4 (2016): 291–302.
- Rawls, John. *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. 19. Auflage. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 271. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2014.
- . *Gerechtigkeit als Fairness: ein Neuentwurf*. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1804. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2006.
- Redden, Joanna. «Poverty in the News». *Information, Communication & Society* 14, Nr. 6 (2011): 820–49.
- Renz, Ursula. *Zu wenig: Dimensionen der Armut*. Zürich: Seismo, 2007.
- Richardson, William Jamal, Lori Glantz, und Robert M. Adelman. «'Ain't nothin' here in Buffalo': Residents' perceptions about living in a racially isolated, high-poverty neighborhood». *Journal of Children and Poverty* 20, Nr. 2 (2014): 73–90.
- Richter, Matthias, und Klaus Hurrelmann, Hrsg. *Gesundheitliche Ungleichheit: Grundlage, Probleme, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009.
- Riedi, Anna Maria, Michael Zwilling, Marcel Meier Kressig, Petra Benz Bartoletta, und Doris Aebi Zindel, Hrsg. *Handbuch Sozialwesen Schweiz*. 2., überarb. und erg. Aufl. Bern: Haupt, 2015.

- Robertson, Guy. «What Goes Down: Library Experiences of the Urban Poor». *Feliciter* 56, Nr. 1 (2010): 10–12.
- Roth, Tobias. «The role of social capital in the explanation of educational success and educational inequalities». *Irish Educational Studies* 32, Nr. 3 (2013): 335–54.
- Roverselli, Nilmini. «Arme Kinder in der Schweiz: Eine gesellschaftspolitische Herausforderung». Bachelorarbeit, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaft, 2012.
- Ruß, Uwe. *Bildung, Meritokratie und Ungleichheit: Gibt es einen Zusammenhang zwischen Bildungsungleichheiten, Meritokratiegläubigen und der Verteilung der Einkommen in fortgeschrittenen Gesellschaften?* Discussion Paper, SP I 2012-501. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, 2012. <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2012/i12-501.pdf>.
- Sam, Kosal, und Susan Finley. «A teacher's journey: a first-person account of how a gay, Cambodian refugee navigated myriad barriers to become educated in the United States». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 714–29.
- Sarroub, Loukia K., und Todd Pernicek. «Boys, Books, and Boredom: A Case of Three High School Boys and Their Encounters With Literacy». *Reading & Writing Quarterly* 32, Nr. 1 (2016): 27–55.
- Scanlan, Martin. «A Learning Architecture How School Leaders Can Design for Learning Social Justice». *Educational Administration Quarterly* 49, Nr. 2 (2013): 348–91.
- Schäfer, Franka. *Armut im Diskursgewimmel: Eine kritische Analyse des sozialwissenschaftlichen Diskurses*. Wiesbaden: Springer VS, 2013.
- Schank, Kristy, und Jann Nestlinger. «Bibliotheken in Berlin: unverzichtbare Orte einer interkulturellen Stadt». *Bibliotheksdienst* 49, Nr. 3–4 (2015): 300–312.
- Schönball, Ralf. «Bibliotheken in Berlin: Die Hälfte der Büchereien ist geschlossen». *Tagesspiegel*. 18. Januar 2014. <http://www.tagesspiegel.de/berlin/bibliotheken-in-berlin-die-haelfte-der-buechereien-ist-geschlossen/9350980.html>.
- Schoorman, Dilys. «From the “Ivory Tower” to the “University of the Poor” A Professor's Educational Journey». *Urban Education* 51, Nr. 7 (2016): 797–823.
- Schuldt, Karsten. *Bibliotheken als Bildungseinrichtungen?* Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen, 2010.
- . «Kinder in armen Erziehungsnetzwerken und Bibliotheken. Eine Annäherung». *LIBREAS. Library Ideas* 6, Nr. 16 (2010). <http://libreas.eu/ausgabe16/texte/04schuldt.htm>.

- Schuwey, Claudia, und Carlo Knöpfel. *Neues Handbuch Armut in der Schweiz*. Völlig neu bearb. Aufl. Luzern: Caritas Verlag, 2014.
- Schwinn, Thomas. *Soziale Ungleichheit*. Einsichten. Bielefeld: transcript Verlag, 2007.
- Selke, Stefan. *Fast ganz unten: wie man in Deutschland durch die Hilfe von Lebensmittel Tafeln satt wird*. 2. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2009.
- . , Hrsg. *Kritik der Tafeln in Deutschland: Standortbestimmungen zu einem ambivalenten sozialen Phänomen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010.
- . , Hrsg. *Tafeln in Deutschland: Aspekte einer sozialen Bewegung zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention*. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.
- Selke, Stefan, und Katja Maar. *Transformation der Tafeln in Deutschland: aktuelle Diskussionsbeiträge aus Theorie und Praxis der Tafelbewegung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011.
- Shen, Lan. «Out of Information Poverty: Library Services for Urban Marginalized Immigrants». *Urban Library Journal* 19, Nr. 1 (2013).
- Siebold, Susanne, Edina Schneider, Anne Schippling, Susann Busse, und Sabine Sandring, Hrsg. *Prozesse sozialer Ungleichheit: Bildung im Diskurs*. Studien zur Schul- und Bildungsforschung 40. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2013.
- Sinatra, Richard, und Robert Eschenauer. «Results of Innovative and Supportive Learning Programs for Homeless Children and Adults». *Learning Environments Research* 15, Nr. 3 (2012): 403–17.
- Sin, Sei-Ching Joanna, und Pertti Vakkari. «Perceived outcomes of public libraries in the U.S.». *Library & Information Science Research* 37, Nr. 3 (2015): 209–19.
- Skinner, Elizabeth J. «People Experiencing Homelessness: How Libraries Can Be Community Collaborators and Catalysts for Change». Columbus, 2016. <http://library.ifla.org/1497/1/147-skinner-en.pdf>.
- Smyth, John, und Tim Harrison. «What it means to be studying against the grain of neoliberalism in a community-based university programme in a 'disadvantaged area'». *Journal of Educational Administration and History* 47, Nr. 2 (2015): 155–73.
- Smyth, John, und Terry Wrigley. *Living on the Edge: Rethinking Poverty, Class and Schooling*. Adolescent Cultures, School & Society 61. New York ; Washington, D.C./Baltimore ; Bern ; Frankfurt ; Berlin M Brussels ; Vienna ; Oxford: Peter Lang, 2013.

- Solga, Heike, Justin Powell, und Peter A. Berger, Hrsg. *Soziale Ungleichheit: klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Campus Reader. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2009.
- Speck, Karsten. *Schulsozialarbeit: eine Einführung*. 3., überarb. und erw. Aufl. UTB Soziale Arbeit 2929. München: Reinhardt, 2014.
- Statistik Austria. *Tabellenband EU-SILC 2015: Einkommen, Armut und Lebensbedingungen*. Wien: Statistik Austria, 2016.
- Stiglitz, Joseph, und Thorsten Schmidt. *Der Preis der Ungleichheit: Wie die Spaltung der Gesellschaft unsere Zukunft bedroht*. München: Siedler Verlag, 2012.
- Stilwell, Christine. «Public Libraries and Social Inclusion: An Update from South Africa». *Advances in Librarianship* 41 (2016): 119–41.
- Stolberg, Carolyn, und Sten Becker. «Gesundheitliche Ungleichheit zum Lebensbeginn: Zum Einfluss der mütterlichen Bildung auf die Wahrscheinlichkeit einer Frühgeburt». *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 67, Nr. 2 (2015): 321–54.
- Stompe, Annelie. «Armut und Bildung: PISA im Spiegel sozialer Ungleichheit». *Bulletin Texte* 16, Nr. 29/30 (2005): 132–44.
- Sung, Hui-Yun, Mark Hepworth, und Gillian Ragsdell. «Investigating essential elements of community engagement in public libraries: An exploratory qualitative study». *Journal of Librarianship and Information Science* 45, Nr. 3 (2012): 206–18.
- Svendsen, Gunnar Lind Haase. «Public Libraries as Breeding Grounds for Bonding, Bridging and Institutional Social Capital: The Case of Branch Libraries in Rural Denmark». *Sociologia Ruralis* 53, Nr. 1 (2013): 52–73.
- Swietlik, Iwona, Hrsg. *Herein: alle(s) für die Zuwanderung*. Sozialalmanach 17. Luzern: Caritas Verlag, 2015.
- . , Hrsg. *Schwerpunkt: Unter einem Dach*. Sozialalmanach 16. Luzern: Caritas Verlag, 2014.
- Swietlik, Iwona, und Caritas Schweiz, Hrsg. *Familie ist kein Luxus*. Sozialalmanach 18. Luzern: Caritas Verlag, 2016.
- Terrile, Vikki C. «Our Invisible Families: Library Services with Families Experiencing Homelessness». Columbus, 2016. <http://library.ifla.org/1501/1/147-terrile-en.pdf>.
- . «Public library support of families experiencing homelessness». *Journal of Children and Poverty* 22, Nr. 2 (2016): 133–46.

- Thiersch, Hans. *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel*. 9. Auflage. Edition Soziale Arbeit. Weinheim ; Basel: Beltz Juventa, 2014.
- Thomas, Stefan. *Exklusion und Selbstbehauptung: Wie junge Menschen Armut erleben*. Campus Forschung 946. Frankfurt, M. ; New York: Campus-Verlag, 2010.
- Tierney, William G. «Bringing it home: understanding the lives of homeless youth». *International Journal of Qualitative Studies in Education* 28, Nr. 6 (2015): 757–58.
- Tippelt, Rudolf. «Drop out im Bildungssystem: Situation und Prävention». *Zeitschrift für Pädagogik* 57, Nr. 2 (2011): 145–52.
- Uerlings, Stefanie. «Soziale Arbeit als Erziehung zur Postdemokratie?» In *Soziale Arbeit und Neoliberalismus*, herausgegeben von Martin Spestmann-Kunkel, 13–40. edition sigma. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, 2016.
- Vaisey, Stephen. «What People Want: Rethinking Poverty, Culture, and Educational Attainment». *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 629, Nr. 1 (2010): 75–101.
- Vandrick, Stephanie. «The Role of Social Class in English Language Education». *Journal of Language, Identity & Education* 13, Nr. 2 (2014): 85–91.
- Verduzco-Baker, Lynn. «“I Don’t Want Them to Be a Statistic”: Mothering Practices of Low-Income Mothers». *Journal of Family Issues* 36 (2015): 1–29.
- Villate, Pascale, und Jean-Pierre Vosgin, Hrsg. *Le rôle social des bibliothèques dans la ville*. Bordeaux: Presses universitaires de Bordeaux, 2009.
- Voigtländer, Leiv Eirik. *Armut und Engagement: Zur zivilgesellschaftlichen Partizipation von Menschen in prekären Lebenslagen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2015.
- Vonneilich, Nico. *Sozialer Status, soziale Beziehungen und subjektive Gesundheit: Ergebnisse auf Basis längsschnittlicher Analysen*. Medizinsoziologie. Berlin: LIT Verlag, 2016.
- Walker, Jennifer. «Community Ties: Philadelphia branch lends out neckties to job seekers». *American Libraries Magazine* 47, Nr. 9–10 (2016): 18–19.
- Waller, Maureen R. «Viewing Low-Income Fathers’ Ties to Families through a Cultural Lens: Insights for Research and Policy». *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 629, Nr. 1 (2010): 102–24.
- Wang, Wei-Ching. «Origins of Wage Inequality in an Information Society: The Case of Taiwan». *The Information Society* 29, Nr. 1 (2013): 1–12.

- Warf, Barney. «Contemporary Digital Divides in the United States». *Tijdschrift Voor Economische En Sociale Geografie* 104, Nr. 1 (2013): 1–17.
- Watkins, Charity S., und Matthew O. Howard. «Educational success among elementary school children from low socioeconomic status families: A systematic review of research assessing parenting factors». *Journal of Children and Poverty* 21, Nr. 1 (2015): 17–46.
- Weißmann, Marliese. *Dazu gehören: Handlungsstrategien von Arbeitslosen*. Konstanz ; München: UVK Verlagsgesellschaft, 2016.
- Westbrook, Lynn. «I'm not a Social Worker»: An Information Service Model for Working with Patrons in Crisis». *Library Quarterly* 85, Nr. 1 (2015): 6–25.
- Whitworth, Andrew. *Radical Information Literacy: Reclaiming the Political Heart of the IL Movement*. Chandos Information Professional Series. Amsterdam ; Boston ; Cambridge ; Heidelberg ; London ; New York ; Oxford ; Paris ; San Diego ; San Francisco ; Singapore ; Sydney ; Tokyo: Chandos, 2014.
- Wight, Vanessa, Neeraj Kaushal, Jane Waldfogel, und Irv Garfinkel. «Understanding the link between poverty and food insecurity among children: Does the definition of poverty matter?» *Journal of Children and Poverty* 20, Nr. 1 (2014): 1–20.
- Williams, Pip, und Jane Edwards. «Nowhere to go and nothing to do: How Public Libraries mitigate the impacts of parental work and urban planning on young people». *Aplis* 24, Nr. 4 (2011): 142–52.
- Williams, Virginia Kay, und Nancy Deyoe. «Diverse Population, Diverse Collection? Youth Collections in the United States». *Technical Service Quarterly* 31, Nr. 2 (2014): 97–121.
- Willis, Paul E. *Learning to labour: how working class kids get working class jobs*. Farnborough: Saxon House, 1977.
- Wilson, Sarah, und Elizabeth-Jane Milne. «Visual Activism and Social Justice: Using Visual Methods to Make Young People's Complex Lives Visible across 'public' and 'private' Spaces». *Current Sociology* 64, Nr. 1 (2016): 140–56.
- Winkelstein, Julie Ann. «Overview of First Draft of Guidelines for Library Service to People Experiencing Homelessness and A Brief Overview of Services to Youth Experiencing Homelessness Without Parents or Guardians». Columbus, 2016. <http://library.ifla.org/1494/2/147-winkelstein-en.pdf>.
- Wittke, Verena. «Familien in benachteiligten Lebenslagen als Adressaten der Familienbildung». *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* 61, Nr. 4 (2010): 259–66.

Young, Alford A. «New Life for an Old Concept: Frame Analysis and the Reinvigoration of Studies in Culture and Poverty». *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science* 629, Nr. 1 (2010): 53–74.

Zager, Sam, Amy Haskins, Katherine Maland, und Christina Holt. «The Health and Libraries of Public Use Retrospective Study (HeLPURS)». *Health Information and Libraries Journal* 33, Nr. 3 (2016): 190–203.

Zander, Margherita. *Laut gegen Armut - Leise für Resilienz: Was gegen Kinderarmut hilft*. Weinheim ; Basel: Beltz Juventa, 2015.

© der Autor, 2017 (Chur und Berlin)

Druck bei epubli